WERNER HÜLLE

Steinmale der Bretagne

MENHIRE, GRÄBER UND STEINALLEEN RUND UM CARNAC

STEINMALE DER BRETAGNE

2. Auflage 1976
Von Dr. phil. habil. Werner Hülle †
3. Auflage 1979

Mit 68 Abbildungen, Karten und Zeichnungen

KARAWANE-TASCHENBUCH
Ludwigsburg 1979
KARAWANE-VERLAG

Titelbild: Steinallee von Le Ménec bei Carnac
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
© Verlag Die Karawane – Ludwigsburg 1967
3. Auflage 1979

Druck: E. Wachter, Bönnigheim
Umschlag: Jürgen Hieber/A. Holzwarth, Ludwigsburg

INHALT

VORWORT 5

I DAS LAND
Armor und Argoat 7

II DIE BEWOHNER
Die heutigen Bretonen 12
Woher kamen die Bretonen? 18
Wer waren die „Armorikaner"? 22
Die frühesten Bewohner Armorikas 23

III DIE STEINMALE
Ihre Namen und was sie bedeuten 29
Ihre Schicksale seit der Errichtung 35
Ihre Erforschung 38
Die Menhire 43
Die Lec'hs 53
Steinalleen und Stein(halb)kreise 54
Deutung und Bedeutung der Steinmal-Anlagen 68

IV DIE GRABANLAGEN 75
Die Langgräber 78
Dolmen und Ganggräber 82
Die Fürstenhügel 101

V SIEDLUNGEN DER MEGALITHKULTUR 108

VI STELLUNG UND BEDEUTUNG DER ARMORIKANISCHEN MEGALITHKULTUR IM RAHMEN DER EUROPÄISCHEN VORGESCHICHTE
Zur Methode 109
Die zeitliche Ordnung 115
Das räumliche Nebeneinander 118
Die kulturelle Leistung 124

Anmerkungen 135
Literaturverzeichnis 137
Zeittafel 140
Nachwort 142

Straßenkarte Bretagne.

VORWORT

Seit meiner ersten Reise in die Bretagne im Juli 1937, bei der ich auch die Steinmale in der Umgebung von *Carnac* kennenlernen durfte, damals noch mit Unterstützung des unvergeßlichen Forschers, Denkmalpflegers und Museumsleiters *Z. Le Rouzic,* haben sie und ebenso die herbe Schönheit der bretonischen Landschaft mich immer wieder angezogen.

Nachdem ich während des zweiten Weltkriegs im Zusammenhang mit denkmalpflegerischen Schutzmaßnahmen und mit Unterstützung einer kleinen Arbeitsgruppe von *Carnac* aus eine Bestandsaufnahme der Megalith-Denkmale und kleinere Untersuchungen durchführen konnte, erschien darüber 1942 eine Schrift „Die Steine von Carnac". Es war nicht meine Absicht, diese notwendigerweise unter begrenzten Gesichtspunkten begonnene Arbeit fortzusetzen. Nachdem ich aber für die „Karawane" in den letzten Jahren mehrere Studienreisen in die Bretagne führen durfte und im Gespräch mit französischen Fachkollegen, die inzwischen die wissenschaftliche Erforschung der armorikanischen Vorgeschichte mit großem Erfolg weitergeführt haben, feststellen konnte, daß ein kleiner Leitfaden speziell für die zahlreichen deutschen Besucher der Bretagne erwünscht sei, bin ich gerne dem Wunsche meines Freundes Dr. Albrecht gefolgt, im Rahmen seiner Schriftenreihe im „Karawane-Verlag" die Steinmale der Bretagne speziell für die deutschen Besucher in Form eines „Führers" zu beschreiben.

Bei den zahlreichen Reisen, die ich entweder mit Gruppen oder allein in die Bretagne unternommen habe, traf ich immer wieder deutsche Besucher, die sich spontan von der Landschaft und den Steinmalen angezogen fühlten. Sie beklagten, daß es sich besonders in den an ein breiteres Publikum gerichteten deutschen Schriften eingebürgert habe, alles, was mit diesen Steinmalen zusammenhänge, mit dem Prädikat „geheimnisvoll" und „rätselhaft" zu versehen. Zwar bleiben in der Vorgeschichte immer Fragen offen, aber es lassen sich doch manche „Geheimnisse" entschleiern und „Rätsel" lösen. Solche Erkenntnisse dem interessierten Nichtfachmann zu vermitteln, ohne dabei die Verantwortung des Wissenschaftlers aus dem Auge zu verlieren, ist der Zweck dieses Büchleins, das allen gegenwärtigen und zukünftigen Freunden der Bretagne und ihrer vorgeschichtlichen Steinmale gewidmet sei!

Stuttgart, im Sommer 1967 *Dr. Werner Hülle*

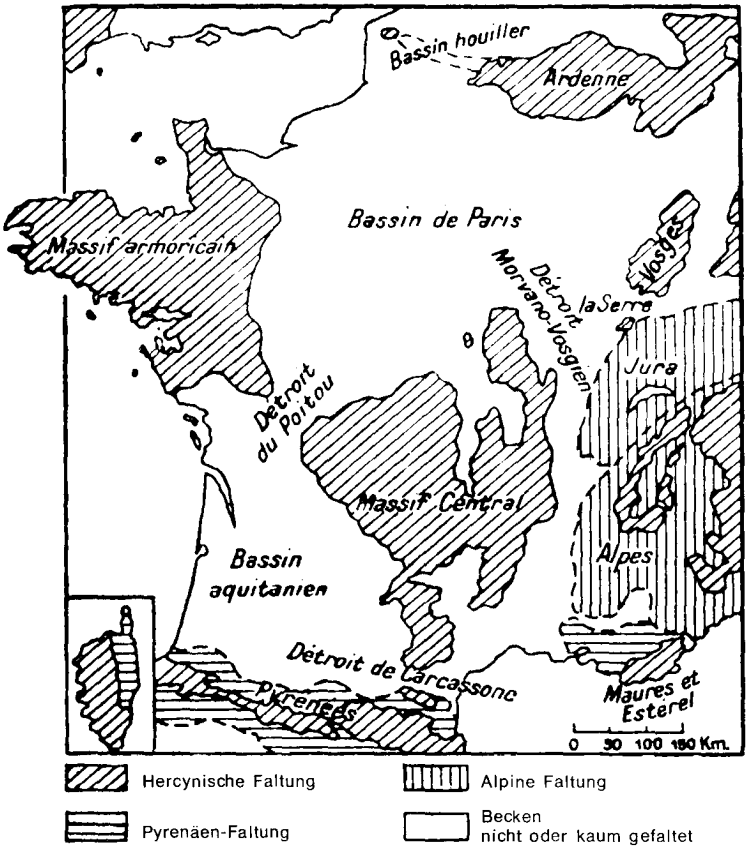

Abb. 1 Geologische Übersichtskarte von Frankreich (nach Abrard).

I. DAS LAND

Armor und Argoat

Armor – Land am Meer, so nannten einst die Bewohner der heutigen Bretagne in ihrer feierlich-dunkel klingenden Sprache ihre Heimat. Und nichts kennzeichnet diese Landschaft besser als dieser Name. Land und Meer, Fels und Ozean, Sand und Welle, sie durchdringen sich hier in einem lebendigen Wechselspiel so eng, daß man manchmal, besonders auf den langgestreckten Halbinseln das Gefühl hat, mitten im Ozean auf einem verwunschenen Eiland zu stehen.

Wer einmal den donnernden Anprall des von Novemberstürmen gepeitschten Atlantiks an der „*Côte sauvage*", der „Wilden Küste", auf der Halbinsel *Quiberon* oder an der *Pointe du Raz*, einem der westlichsten Eckpfeiler unseres Kontinents erlebt hat, der wird den uralten Kampf verstehen, der hier zwischen Meer und Land ausgetragen wird, seit Jahrhunderttausenden und Jahrmillionen. Aber auch das sanfte Atmen des Meeres gehört zu den beglückenden Erlebnissen dieses Landes, wenn die aus der Weite des Atlantiks anrollenden Wogen ganz langsam und behutsam am Strand auslaufen und kaum merklich die Oberfläche des weichen Sandes kräuseln.

Diese innige Durchdringung von Festland und See, die ja auch auf der Südseite unseres Kontinents, etwa der griechischen Peloponnes und der ägäischen Inselwelt, ebenso stark ist, wird in *Armor* noch dadurch erheblich gesteigert, daß im Gegensatz zum Mittelmeer der Atlantik die Gezeiten, den Wechsel von Ebbe und Flut, besitzt. Wenn man bedenkt, daß – um ein extremes Beispiel zu nennen –, im Golf von *St. Malo* der Unterschied zwischen Niedrigwasser und Hochwasser, der sog. Tidenhub, 14 m beträgt, so bedeutet dies, daß der Wasserspiegel innerhalb von wenig mehr als 6 Stunden um diesen Betrag steigt oder fällt! (Abb. 2) Wenn auch hier am Kanal besondere Verhältnisse herrschen, so ist doch überall an der Küste der Bretagne der gewaltige Atem des Meeres in den Gezeiten sehr spürbar und die 5-m-Linie des Tidenhubes schließt auch den südlichen Teil der Bretagne ein. An der flachen Haffküste, auf die man von der unvergleichlich schönen Abteikirche des Mont-St. Michel herabschaut, rückt die Flutwelle in 6 Stunden 15 bis 20 km landeinwärts und man kann sich leicht ausrechnen, daß man unter Umständen sein Leben riskiert, wenn man in dem unübersichtlichen und von zahllosen Wasserläufen durchzogenen Watt vor der anrollenden Flut flüchten muß. Deshalb sollte der fremde Besucher der bretonischen Küste sich stets über den Ver-

lauf der Gezeiten orientieren, der auch ständig in den Häfen und durch die Tageszeitungen zu erfahren ist.
Nicht minder eindrucksvoll ist das Schauspiel von Ebbe und Flut auch dort zu beobachten, wo das Meer seine Wassermassen durch einen engen Schlund pressen muß, wie etwa beim Zugang zum Golf von *Morbihan*. Wie einen reißenden Strom kann man hier das Meerwasser bei Ebbe zwischen der *Pointe de Kerpenhir* und *Port Navalo* ablaufen sehen, und auch ein mit kräftigem Dieselmotor ausgestattetes Fischerboot kann kaum gegen diese Strömung ankommen. Denn außer den Wassern der weitverzweigten *Morbihan* – in diesem Namen steckt mor = Meer und bihan = klein, also „Kleines Meer" – strömen hier auch die Wassermassen ab, die aus dem unteren Teil des stark verbreiterten Laufes des Flusses *Auray* kommen, der sich bei jeder Flut randvoll füllt. Ähnliche Formen zeigen alle Flußmündungen von der *Loire* bis zum *Couesnon* im Nordosten und diese „ertrunkenen Täler" lassen auf eine zeitlich nicht allzu weit zurückliegende Küstensenkung des amorikanischen Massivs schließen.
Es gehört zu den großartigen wissenschaftlichen Erkenntnissen der letzten Jahrzehnte, daß wir heute von den dynamischen Bewegungen der Erdoberfläche, die den Menschen der früheren Zeit so unverrückbar fest erschien, genauere Vorstellungen haben. So wurde schon vor Hunderten von Millionen Jahren das „armorikanische" Massiv, das seine Fortsetzung im französischen Zentralmassiv und – unter dem Atlantik hindurch – in der sog. Iberischen Scholle findet, durch starken Druck aufgefaltet (Abb. 1). Wenn auch diese Scholle aus sehr harten und alten Gesteinen – Granit, Gneis und Glimmerschiefer – besteht, so haben doch die Kräfte der Erosion allmählich alle höheren Teile der aufgestauchten Falten und Decken abgetragen und es blieb sozusagen nur noch das Gerippe der ursprünglichen Wellenberge und -täler stehen. Deshalb wechseln besonders an der bretonischen Küste die verschiedenen Gesteinsarten wie Granit, Granulit, Gneis, Glimmerschiefer usw. in verhältnismäßig kurzen Abständen und es ist nur mit Hilfe einer geologischen Spezialkarte möglich, im Gelände die jeweils vorhandene Formation zu bestimmen[1*]). Erst im „Hinterland" – dieses deutsche Wort wurde tatsächlich von einem bretonischen Dichter übernommen[2]) – werden die Zonen der Gesteinsarten etwas breiter. Hier ist die Erosion auch noch nicht ganz so weit vorangeschritten und es blieben immerhin noch Höhen von einigen hundert Metern

* Anmerkungen vgl. Seite 136

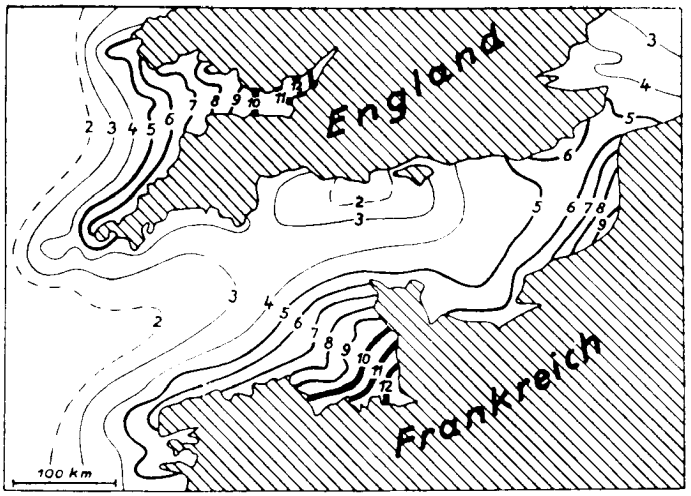

Abb. 2 Tidenhub im Kanal und an der bretonischen Küste (nach E. Gagel, Die sieben Meere, S. 130).

stehen. Im Bretonischen wird übrigens dieses gebirgige Hinterland das *Ar-Goat* (= Waldland) genannt und ein Teil dieses Waldlandes (im Süden) trägt den Namen *Montagnes Noires*, während ein anderer (im Norden) *Monts d'Arrée* heißt, und im *Signal de Toussaines* (384 m) die höchste Erhebung der Bretagne besitzt. Freilich darf man sich durch den Namen „Schwarzwald" nicht verführen lassen, sich das Innere der Bretagne dicht bewaldet vorzustellen. Abgesehen von wenigen echten Buchen- und Eichenwäldern, wie z. B. der bekannte *Forêt de Huelgoat* ca. 90 km östlich von *Brest*, ist dieses „Rückgrat" der Bretagne heute eine offene Landschaft, die durch eine Unzahl von Hecken und kleinen Steinmauern schachbrettartig aufgeteilt ist. Doch ist diese jetzige geringe Bewaldung zweifellos eine Folge der bäuerlichen Rodung, und wir müssen annehmen, daß z. B. in vorgeschichtlicher Zeit die Walddecke im Inneren der Bretagne sehr viel geschlossener war. So zeigt z. B. eine Karte der Megalithgräber (Abb. 58) der Bretagne deutlich unbesiedelte Zonen im Inneren – besonders wenn man die Zeichen für die Grabmale maßstabgerecht eintragen könnte! – während sich in *Armor*, dem wohl stets urwaldfreien Küstengebiet, diese ganz besonders häufen. Erst im Osten der Bretagne, in der Gegend von *Rennes*, werden wir wieder größere waldfreie Flächen in der Vorzeit vermuten müssen, die dem Menschen dieser Epoche Siedlungsflächen anboten. Im ganzen war die Bretagne, die „Beobachterin

des Ozeans", wie sie Plinius der Ältere, ein römischer Naturforscher, genannt hat, wie geschaffen für eine bäuerliche und seefahrende Bevölkerung.

Ist dieses Küstengebiet auch in vorgeschichtlicher Zeit so gewesen wie heute, oder haben sich in geologisch jüngster Zeit Hebungen und Senkungen vollzogen, die auch die Strandlinie veränderten? Auch diese Frage läßt sich ziemlich genau beantworten. Das Zusammenwirken sehr verschiedener Faktoren, wie z. B. der Hortung von ungeheuren Wassermassen als Inland- und Gletschereis auf dem Festland während der Höhepunkte der sog. Eiszeiten, die Zunahme des Wasserspiegels beim Abschmelzen dieser Eismassen während der sog. Zwischeneiszeiten, aber auch eine Vertiefung der Ozeanböden während der Eiszeit haben eine komplizierte Kurve der Meereshöhen entstehen lassen, die sich zunächst wenigstens für das Mittelmeer durch intensive Forschungen festlegen ließ. Da sich auch an der Atlantikküste entsprechende Spuren von Strandlinien finden ließen, kann man die mediterranen Stufen hierher übertragen. In der letzten sog. „Würm-Eiszeit" (Beginn vor ca. 120 000 Jahren) war der Meeresspiegel beträchtlich niedriger als heute (ca. 30 m), Großbritannien war noch keine Insel, sondern hing in breiter Front mit dem Festland zusammen (Abb. 3). Auch die vor der bretonischen Küste liegenden Inseln *Belle Ile*, *Houat* und *Hoëdic*, *Sein* und *Ouessant* konnten trockenen Fußes erreicht werden. Wahrscheinlich erst im Höhepunkt der sog. Litorinazeit der Ostsee um 5000 v. Chr. war die Küstensenkung bzw. die Hebung des Meeresspiegels soweit fortgeschritten, daß der Durchbruch des Kanals erfolgte und die Nordsee ein riesiges Gebiet, nämlich das der sog. Doggerbank überschwemmte. Wenn dies etwa im Gefolge einer Sturmflut geschah, so kann man sich leicht vorstellen, welch' ungeheure Katastrophe sich hier abgespielt hat, zumal es sehr wahrscheinlich ist, daß davon auch menschliche Siedlungen der sog. Mittleren Steinzeit betroffen worden sind. Auch die vorhin genannten Inseln wurden in dieser Zeit vom Festland abgetrennt und beim Einbruch der Wassermassen in das Gebiet des heutigen Golfes von *Morbihan* muß sich in kleinerem Maße die Katastrophe des Kanaldurchbruchs wiederholt haben.

Aber noch war die Bewegung nicht zur Ruhe gekommen. Eine genaue Bestandsaufnahme der vorgeschichtlichen Denkmale hat ergeben, daß z. B. das jungsteinzeitliche Ganggrab von *Kerrogal* bei *Plougoumelen* im Fluß *Auray*, das Langgrab von *Douarnenez*, eine der Cromlechs auf der Insel *Er Lannic* im Golf von *Morbihan*, ein Teil der Steinreihen von *St. Pierre-Quiberon*, ja sogar eine gallo-römische Siedlung bei *Locmariaquer* heute von

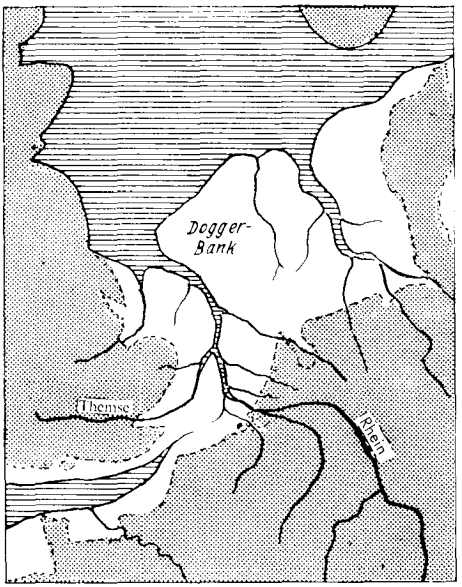

Abb. 3 Die Küste des Kanals und Norddeutschlands zur sog. Ancyluszeit (nach Salomon-Calvi).

den Fluten überspült werden, obwohl sie einst sicherlich auf trockenem Boden errichtet wurden [3]).

Ganz unabhängig von diesen wissenschaftlichen Erkenntnissen haben auch die Bretonen die Erinnerung an diese Katastrophe, die ihre fernen Vorfahren betroffen haben, im Gedächtnis bewahrt. Landauf, landab erzählt man sich an stillen Abenden, wenn man in der Stube enger aneinanderrückt, die Sagen von den versunkenen Dörfern und Städten, von *Ker-Is, Islente* und *Ocissmor,* deren Glocken man in windstillen Nächten noch läuten hören kann ... Und manche glauben auch fest daran, daß die Städte eines Tages wieder aus den Wassern auftauchen werden.

So verschieden *Armor* und *Argoat* auch sein mögen, erst beide zusammen machen das eigentliche Wesen der Bretagne aus. Betrachtet man diese Landschaft vom Kontinent her, so ist sie ein Eckpfeiler, eine Randlandschaft, eine Art Endstation, wohl auch eine Sackgasse – das französische Wort „impasse" drückt das „keinen Schritt mehr weiter" noch deutlicher aus! – in der sich so manches gehalten und erhalten hat, was anderwärts vom Strom der Zeit fortgeschwemmt wurde.

Vom Meer her gesehen ist dagegen die Bretagne – auch hierin vergleichbar den südlichen Teilen Griechenlands – eine Insel mit

manchen, auch für die frühe Seeschiffahrt günstigen Landeplätzen, an denen sich wie im Spiel der Gezeiten ausfahrende einheimische und einfahrende ausländische Schiffe begegnen, und mit Häfen, an denen weitreichende Verbindungen angeknüpft werden können, die dann auch auf das Hinterland ausstrahlen. Das wird uns ein Blick auf die Schicksale der Bewohner dieser Landschaft verdeutlichen.

II. DIE BEWOHNER

Die heutigen Bretonen

Dem fremden Besucher, der heute die Bretagne in sommerlicher Saison zum ersten Mal kennen lernt, wird sich besonders in den Seebadeorten der Eindruck eines heiteren Ferienparadieses einprägen. Aber die Flut des Fremdenstromes dauert kaum mehr als zwei Monate, denen zehn lange Monate der „Ebbe" gegenüberstehen. Dann pulsiert das Leben in den kleinen Fischerhäfen wie *Quiberon, Etel, Concarneau* u. a., aber auch in den größeren Hafenstädten wie *St. Nazaire, Nantes, Lorient,* dem französischen Kriegshafen *Brest* und in *St. Malo* sehr viel gemächlicher, und nur die Ankunft der Thunfischer bringt einige Aufregungen, während das Ein- und Auslaufen der Sardinen-, Hummern- und Austernfischer kaum beachtet wird. Natürlich arbeiten die Industriebetriebe wie die Werften der Kriegsmarine in *Brest,* die Konservenfabriken in *Lorient* und die Automobilfabriken in *Rennes* wie überall in der Welt im Gleichmaß der Maschinenindustrie, aber fast 70% der bretonischen Bevölkerung sind in ihrem Erwerbsleben noch mit der Landwirtschaft verbunden. Diese „Landwirtschaftszone" beginnt schon unmittelbar an der Küste, denn seit eh und je haben die Fischersfrauen in den kleinen, durch Steinmäuerchen oder Hecken abgegrenzten Weiden ihre Ziegen oder Kühe untergebracht und schreiten ihnen strümpfestrickend auf den Wegen voran. Aber auch die „echte" Bauernwirtschaft beginnt schon dicht an der Küste. Blickt man etwa vom „Tumulus St. Michel" bei *Carnac* auf das Land herab, so wird das saftige Grün der Weiden immer wieder unterbrochen durch das Gelb und Braun der Äcker und Gärten. Der Gemüse- und Kartoffelanbau erfordert zwar viel Arbeit, wird aber dank des guten Humusbodens, der manchmal mit Seetang gedüngt wird, und der durch das milde Winterklima möglichen Früherernten immer noch rentabel bleiben. Aber man darf sich keinen Illusionen hingeben, daß in einer modernen Wirtschaft eine wachsende Bevölkerungszahl von der Landwirtschaft allein er-

Abb. 4 Bretonische Trachten, wie man sie namentlich bei den „Pardons" zu sehen bekommt.

nährt werden könnte. In der Tat ist die Bevölkerungszahl der Bretagne rückläufig, vor allem durch Auswanderung. Allein in *Paris* lebt eine sehr große bretonische „Kolonie" von rund 1/2 Million mit einem alten Zentrum um den Bahnhof Montparnasse. Beim Bau der Pariser Untergrundbahn, der berühmten „Metro" sollen vorwiegend Bretonen beschäftigt gewesen sein.

Auch die französische Marine und die Handelsschiffahrt sind starke Anziehungspunkte für junge Bretonen.
Daß die überwiegend bäuerliche Bevölkerung der Bretagne in ihrem Lebensstil konservativer ist als etwa die Bewohner von Industrieräumen, ist gut verständlich, es mag auch in ihrem Wesen die Liebe zur Tradition stärker verankert sein als anderswo. So haben sich manche Bestandteile alter Trachten, Erzeugnisse der Handwerkskunst, für die Wohnungseinrichtung und Eigentümlichkeiten des Hausbaues aus Stein bis in unser Jahrhundert erhalten, ganz abgesehen von den Zeugnissen sakraler und bürgerlicher Kunst früherer Jahrhunderte, die noch zahlreich im Lande bewahrt sind. Zusammen mit der bretonischen Sprache, als einer noch heute lebenden keltischen Sprache, wurde besonders von den romantischen Dichtern in und außerhalb der Bretagne dieser „keltische Lebensstil" als eine Oase der Vergangenheit gepriesen und verklärt. Wenn man auch heute noch, besonders bei den sogenannten „Pardons" eine größere Zahl von echten Trachtenträgern besonders unter den alten Frauen sieht, so verdankt all' das, was bei den „bretonisch-keltischen" Veranstaltungen an Darbietungen musikalischer Art oder Tänzen zu sehen ist, einer bewußten modernen Pflege des „Folklorismus" sein Dasein (Abb. 4). Das soll durchaus keine Abwertung sein, im Gegenteil, gerade der Fremde wird dafür dankbar sein, wenn er hier noch manches sehen und hören kann, was anderwärts schon längst untergegangen ist. Aber man muß auch feststellen, daß alles andere eben „museal" geworden ist und daß besonders seit dem zweiten Weltkrieg das moderne Leben in der Bretagne sich voll und ganz durchgesetzt hat[3a]).
Trotzdem wird der Liebhaber dieses von der bäuerlichen und daneben von der seemännischen Tradition geprägten, altertümlichen Lebensstils noch viel Interessantes in der Bretagne entdekken und erleben. Nicht umsonst findet man besonders auch unter den deutschen Besuchern so viele begeisterte Freunde der Bretagne und der Bretonen!
Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, auch nur annähernd auf die Volkskunde der Bretagne einzugehen – es gibt darüber gute Veröffentlichungen[4]) – doch muß wenigstens auf einige wenige Erscheinungen hingewiesen werden, die für unsere Darstellung von besonderem Interesse sind.
Auch der fremde Besucher wird bald auf bedeutende religiöse Feste der Bretonen aufmerksam werden, die unter dem Namen „Pardon" (etwa = Wallfahrt) gefeiert werden. Es sind heute in erster Linie kirchliche Feiern, an denen der Klerus mit großem Gepränge teilnimmt, so etwa bei dem „Pardon" von *Sainte-*

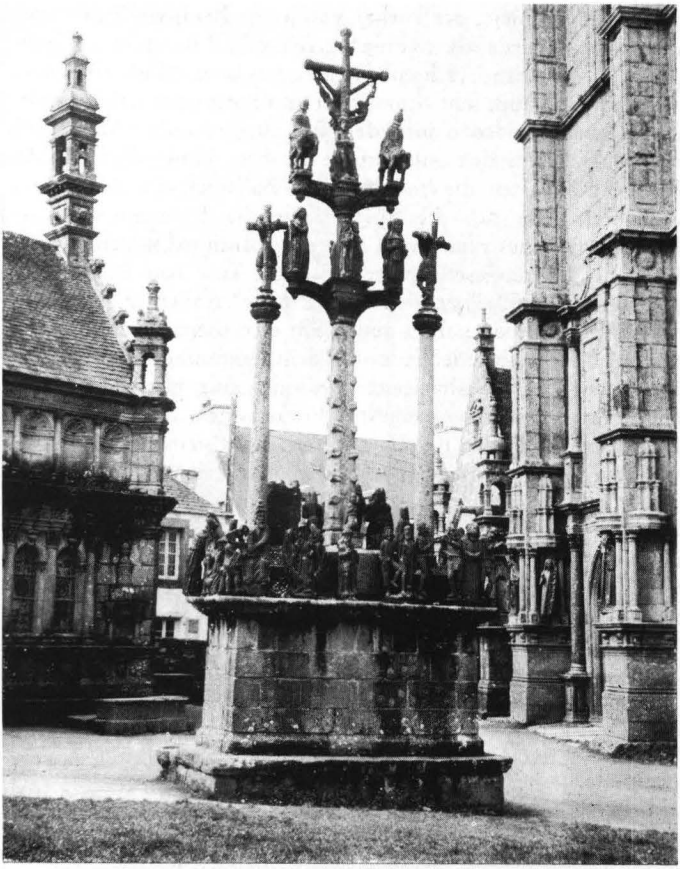

Abb. 5 Kalvarienberg (Calvaire) von Saint-Théogonnec.

Anne d'Auray, an dem bis zu zwanzig Bischöfe anwesend sind! Auch das äußere Bild der Prozession wirkt sehr kirchlich, wenn zuerst die Männer in ihrer feierlichen-ernsten Tracht mit Kirchenfahnen, Reliquien und manchmal mit großen Schiffsmodellen, dann die Frauen ebenfalls mit Fahnen und Madonnenbildern auf den geheiligten Wegen zu den Wallfahrtskirchen ziehen. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß es sich dabei ursprünglich um vorchristliche Feste handelt[5]). Die heute fast ganz unterdrückten „weltlichen" Feiern während der Pardons lassen dies deutlich erkennen. Da wurden früher echte Kämpfe – eine Art Ringkampf – zwischen jungen Männern ausgetragen und der

Sieger des Turniers, der vorher von jedem herausgefordert werden durfte, wurde als „König" gefeiert und durch eine Ehrengabe (Lamm oder Trachtenhut) ausgezeichnet. Noch eindrucksvoller, häufig auch sehr dramatisch und nicht ganz unblutig verliefen Spiele, an denen auf jeder Seite einige hundert Männer als sehr aktive Zuschauer teilnahmen, die ihre „Mannschaft" bis zur Raserei anfeuerten, die ein sehr hartes Ballspiel, eine Art Rugby, ausführten. Da sich die Spieler, die die Ehre eines ganzen Kirchenspiels zu verteidigen hatten, manchmal in eine solche Kampfeswut hineinsteigerten, daß sogar Tote vom Platz getragen werden mußten, wurden diese „Spiele" schließlich polizeilich verboten. Daneben gab es aber auch erbauliche Spiele in Form von Mysterienspielen, die unter dem Einfluß der Kirche ihre Stoffe aus dem Passionsgeschehen oder den Heiligenlegenden entnahmen. Auf den berühmten bretonischen „Calvaires", den Kalvarienbergen der Renaissancezeit, sieht man solche steingewordenen Passionsspiele in voller Lebendigkeit[6]) Abb. 5, 6.

Auch außerhalb der „Pardons" hatten sich bis vor kurzer Zeit bei bestimmten Festen Bräuche erhalten, die wahrscheinlich in ihrer Tradition in vorchristliche Zeit zurückreichen. So wurde z.B. das Johannisfest am 23. Juni besonders eindrucksvoll gefeiert[7]). Schon bei Einbruch der Dunkelheit wurden schwelende Feuer entzündet, durch deren Rauch man die Herden (Rinder, Schweine, Pferde und Schafe) trieb, um sie vor Krankheiten und Wölfen zu feien. Anschließend sprangen auch alle Hofbewohner durch das Feuer. Bei völliger Dunkelheit wurde dann ein großer Holzstoß entzündet und in sehr sehr weit zurückliegenden Zeiten stellte man Steine um diesen Holzstoß auf, überzeugt, daß sich die Seelen der Verstorbenen darauf niederlassen werden, um sich zu wärmen. Auf einem Dreibein wurde dann ein großer kupferner Dampfkessel aufgehängt, mit wenig Wasser gefüllt, in den man ein Messer oder einen Rosenkranz warf. Dann versetzten zwei Männer diesen Kupferkessel mit Hilfe von geflochtenen Schilfrohren oder Binsen – indem sie Bewegungen wie beim Melken ausführten – in Vibration, so daß ein weithin hörbarer Orgelton entstand, mit dem sich die benachbarten Orte begrüßten. Man stieg auch auf die Anhöhen, um die entfernten Feuer zu sehen, und wenn der Holzstoß niedergebrannt war, nahm man ein halbverbranntes Stück Holz mit, das vor Blitzschlag schützen sollte, wenn man es im Haus aufbewahrte. Am nächsten Morgen kamen die Kinder, um nachzusehen, ob St. Johannes die Spur seiner Holzschuhe in der Asche hinterlassen hatte, und sie waren sehr glücklich über dieses gute Vorzeichen! Dann streuten sie mit vollen Händen die Asche auf die Felder...

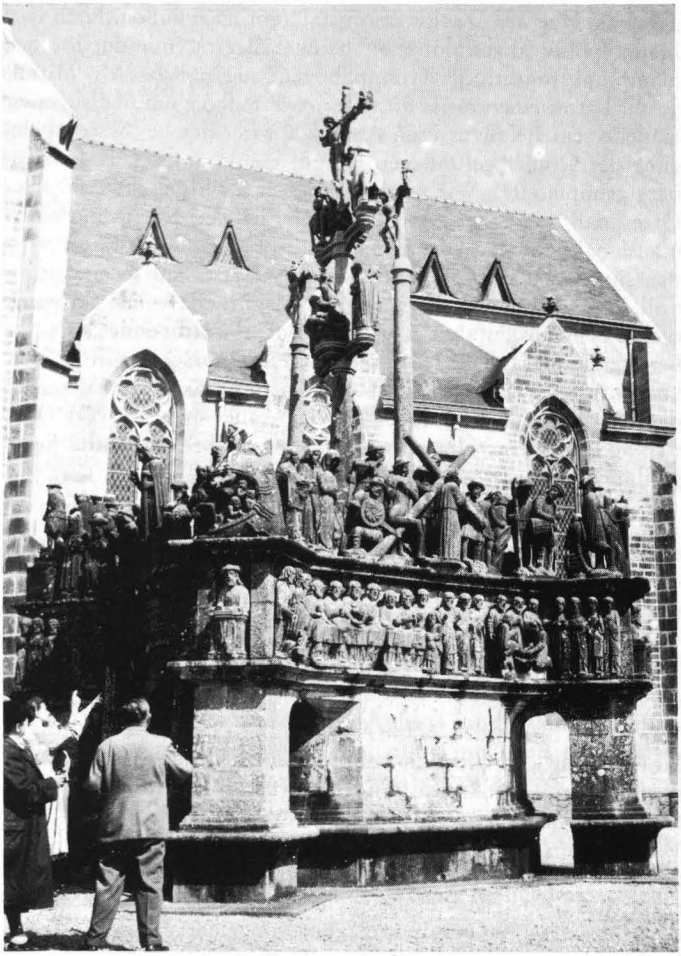

Abb. 6 Kalvarienberg von Plougastel-Daoulas, errichtet als Votivstein nach der Pest von 1598 in den Jahren 1602-1604.

Auch zu Ehren des hl. Petrus wurden früher Feuer entzündet und man stellte ebenfalls Steine für die Seelen der Abgeschiedenen um die Feuer[8]). Besonders im Norden der Bretagne hat sich in eindrucksvoller Form eine architektonische Merkwürdigkeit erhalten, auf die wir hier ebenfalls nur kurz hinweisen können. Wir meinen den *„Enclos paroissial"*, den man nur sehr unvollkommen mit *„Pfarrbezirk"* übersetzen kann, da *„enclos"* eigentlich ein „umfriedigtes Gehege" bedeutet. In der Tat ist die

ganze Anlage des „enclos paroissial" ein nach außen durch eine Mauer völlig abgeschlossener, heiliger Bezirk, nur durch einen manchmal prächtigen Triumphbogen zugänglich. Als Mittelpunkt hat er einen meist nur kleinen Friedhof, um den sich eine Kapelle, ein Beinhaus (zur Aufbewahrung der bei Wiederbelegung der Gräber gefundenen Knochen) und ein sog. Kalvarienberg gruppieren[9]). Wir verdanken es dem Ehrgeiz benachbarter Orte, daß diese *„enclos"* besonders in der Renaissance-Zeit manchmal geradezu verschwenderisch prächtig ausgestattet worden sind, aber auch die einfacheren Anlagen sind so eindrucksvoll, daß auch ein moderner Mensch spürt, daß hier ein spirituelles Zentrum gestaltet worden ist, das man nicht ohne Ehrfurcht betreten kann. Julien Gracq nennt diesen *„enclos paroissial"* die „bedeutsamste Schöpfung, die die christliche Kunst auf dem Boden der Bretagne hervorgebracht hat", aber es ist zu vermuten, daß auch hier eine ältere Tradition später ihre christliche Form gefunden hat.

Woher kamen die Bretonen?

Wir haben bisher den Namen „Bretagne" als einen landschaftlichen Begriff gebraucht und es ist aus historischen Gründen auch heute noch in Frankreich üblich, die fünf Verwaltungseinheiten (départements) *Finistère, Cotes du Nord, Morbihan, Ille – et – Vilaine* und *Loire – Atlantique* unter diesem Namen zusammenzufassen. Aber es gibt noch eine Grenze innerhalb dieser Bretagne, die eine eigentliche Bretagne *(Bretagne Bretonnante* oder *Basse Bretagne* = Niederbretagne) von einer *Haute Bretagne* (= Hochbretagne), auch „französische Bretagne" genannt, trennt (Abb. 7). Dies ist die Sprachgrenze zwischen der westlichen Zone, in der das Bretonische noch gesprochen oder wenigstens verstanden wird (von heute rund 1,2 Millionen Menschen), während östlich von dieser Grenze das Französische die einzige Sprache ist. Wenn diese Sprachgrenze früher sicherlich weit östlicher verlief, so ist doch niemals die ganze Bretagne, besonders das Gebiet um *Nantes, Rennes* und *Fougères* bretonisches Sprachgebiet gewesen. Diese Tatsache legt uns nahe, daß die Bretonen nicht einfach mit den bretonisch sprechenden Bewohnern der Bretagne gleichzusetzen sind.

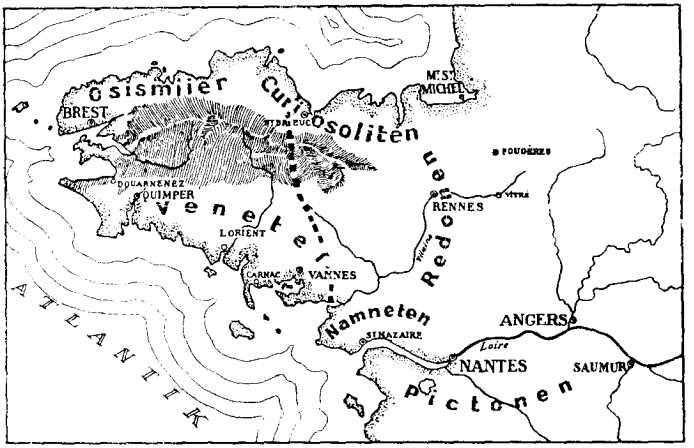

Abb. 7 Die keltischen Stämme in Armorika zur Zeit Caesars. – – – – Grenze zwischen der Basse Bretagne (westlicher) und der Haute Bretagne (östlicher Teil).

Wir kommen der geschichtlichen Wahrheit näher, wenn wir uns zunächst klar machen, daß unter Bretagne historisch das ehemalige *Herzogtum Bretagne* zu verstehen ist, das durch die Hochzeit der damals fünfzehnjährigen Herzogin Anne de Bretagne mit dem jungen französischen König Karl VIII. 1491 auf Schloß *Langeais* an der Loire zunächst durch Personalunion, 1532 dann durch die Tochter der Anne, Claude, der Gattin des französischen Königs Franz I., endgültig mit der französischen Krone verbunden wurde. So reizvoll es wäre, noch ein wenig bei dieser heute noch im Volk bekannten und verehrten Anne de Bretagne zu verweilen und die ruhmreiche Geschichte des Herzogtums unter ihren Vorfahren zu verfolgen, so müssen wir uns doch auf die wenigen geschichtlichen Vorgänge beschränken, die für die Zusammensetzung der bretonischen Bevölkerung entscheidend waren.

Weder die kurze normannische Herrschaft (919–939) noch die Unterstellung unter fränkische Oberhoheit (799–826) konnten merklich die Zusammensetzung der Bevölkerung verändert haben. In der weiteren Umgebung von *Carnac* ist bisher nur ein einziger Grabhügel entdeckt worden, in dem ein Wikingerfürst mit seinem Schiff und seinen Waffen begraben wurde. Er liegt auf der Insel *Groix* an der äußersten Spitze von *Kermarec*, südwestlich von *Locmaria*. Die dort gemachten Funde sind mit der Sammlung *du Chatellier* in das Nationalmuseum *St. Germain* bei *Paris* gekommen.

Von weitreichender Bedeutung ist dagegen ein Vorgang gewesen, der sich über einen längeren Zeitraum (etwa von der Mitte des 5. bis zur Mitte des 7. Jhdts. n. Chr.) erstreckte, über den wir aber durch schriftliche Überlieferung nur verhältnismäßig wenig erfahren und den wir die „Einwanderung der Bretonen in Armorika" nennen können. Zum Verständnis dieses Vorgangs müssen wir allerdings ein wenig weiter ausholen.

Die ersten Stammesnamen von Völkern, die in der heutigen Bretagne wohnten, erfahren wir von einem der prominentesten Geschichtsschreiber der Weltgeschichte, nämlich von dem Römer *Gaius Julius Caesar*. Er hat uns einen ziemlich ausführlichen schriftlichen Bericht über die Feldzüge hinterlassen[10]), die er in der Mitte des 1. Jhdts. v. Chr. (58–51) in „Gallien" geführt hat, das wir etwa mit dem heutigen Frankreich gleichsetzen können. Unter den Bewohnern Galliens, den *Kelten*, nehmen die „Seekelten", auch die „armorikanischen Stämme" genannt, eine Sonderstellung ein (Abb. 7). Im Süden der Bretagne, an den Ufern der unteren *Loire*, wohnten die *Namneten* mit der Hauptstadt *Condate*, dem heutigen *Nantes*, um den Golf von *Morbihan* die *Veneter*, deren Hauptort *Darioritum*, das heutige *Vannes*, war, im Département *Finistère* die *Osismier* mit der Hauptstadt *Vorgium*, dem heutigen *Carhaix*, die *Curiosoliten* im Département *Côtes du Nord* mit dem Hauptort *Corseul* und die *Redonen* mit *Rennes* als Hauptstadt, das in römischer Zeit *Condevincum* hieß. Eine Führerstellung unter diesen 5 Stämmen nahmen offenbar die *Veneter* ein, die Caesar als tüchtige Seefahrer schildert, die in Schiffen aus Eichenplanken mit Segeln aus fein gegerbten, geschmeidigen Häuten nicht nur Küstenschiffahrt und Fischfang betrieben, sondern auch den Handel mit Zinn beherrschten, zumal auch nach Caesars Meinung die berühmten Zinninseln, die Cassiteriden, in ihrem Bereich lagen. Über die Schiffe der Veneter erfahren wir außerdem, daß sie zwar einen verhältnismäßig flachen Kiel hatten (wegen der Untiefen und der Flachheit der Küste bei Ebbe), daß sie aber handwerklich sehr gut gebaut waren, wobei die Planken mit daumendicken Eisennägeln zusammengehalten wurden und Ankerketten aus Eisenringen vorhanden waren. Nach einer verhältnismäßig raschen Unterwerfung durch einen Landfeldzug erhoben sich die fünf armorikanischen Stämme unter Führung der Veneter, doch gelang es Caesar in einer Seeschlacht, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Golf von *Morbihan* abspielte, unterstützt durch eine Flaute, alle 220 Schiffe der Veneter zu vernichten und zugleich durch ein nachfolgendes Strafgericht gegen die Führer des Aufstandes besonders die Veneter stark zu schwächen.

Bis zur Mitte des 3. Jhdts. war *Armorika,* unter römischer Herrschaft stehend, von größeren Kampfhandlungen verschont. Ebenso wie in allen eroberten Gebieten legten die römischen Soldaten auch hier ihre Befestigungen, ihre Lager und Kastelle und ihre Kunststraßen an, da und dort entstanden auch städtische Anlagen, wie z.B. in *Vannes,* dessen römischen Stadtkern man noch heute erkennen kann, und in *Locmariaqer,* wo unter dem heutigen Friedhof ein römisches Theater ausgegraben wurde. Es gab außerdem zahlreiche römische Villen, von denen der Schotte James *Miln* einige in der näheren Umgebung von *Carnac* ausgegraben hat, so z.B. die Villa von *Bosseno,* in der nicht nur eine großräumige Wohnanlage mit Warmbad usw. gefunden wurde, sondern auch ein kleiner Tempel, in dem zahlreiche kleine Tonfiguren der Aphrodite als Votivgaben niedergelegt worden waren[11]). Aber eine eigene „provinzialrömische" Kultur wie etwa im Rhône-, Saone- oder Garonne-Tal oder am Mittelrhein ist in der Bretagne nicht entstanden. Als das römische Weltreich zerbrach – nur eine Teilursache war das Vordringen germanischer Stämme nach Süden – brachen auch für die Bretagne unsichere Zeiten an, worauf zahlreiche Münzschatzfunde vom Ende des 3. Jhdts. deuten. Der Großteil der eigentlichen „römischen" Siedler hat sicherlich zusammen mit den römischen Soldaten das Land wieder verlassen, und es deutet nichts darauf hin, daß etwa stärkere Volkstruppen italienischer oder nordafrikanischer Herkunft sich mit den einheimischen „Galliern" vermischt hätten. Auch die als erste Germanen die Bretagne erreichenden Sachsen, die in ihren genähten Lederbooten in den bretonischen Häfen auftauchten, waren zahlenmäßig nicht sehr stark, doch haben sie eine Völkerbewegung ausgelöst, die für die Bretagne große Bedeutung gewinnen sollte. Von einheimischen keltischen Stämmen in Südengland gerufen, um den Schutz gegen die von Norden andrängenden Pikten und Skoten zu übernehmen, führte die ständig wachsende Zahl der sächsischen Zuwanderer dazu, daß die in Südwestengland, in Cornwall und Wales lebenden Bretonen seit der Mitte des 5. Jhdts. in kleineren und größeren Gruppen über See nach Armorika auswanderten. Da sie aus der „Grande Bretagne" kamen (Großbritannien), wurde das neue Siedlungsland *Armorika* zur „Petite Bretagne" oder einfach zur „Bretagne"! Aus den erhaltenen Sagen und Legenden – die Führer dieser einwandernden Gruppen wurden später zu den zahllosen nur in der Bretagne verehrten „Heiligen" – geht hervor, daß diese Einwanderung nicht so sehr in die dichter besiedelten Küstengebiete ging, als vielmehr in das *Argoat,* wo zahlreiche Klöster und Einsiedeleien entstanden, so etwa im

weiteren Umkreis um den Golf von *Morbihan*. Dadurch wurde auch die Christianisierung der Bretagne, die während der römischen Besatzungszeit noch nicht sehr weit gediehen war, verstärkt, und 465 wurde der erste Bischof in *Vannes*, S. Patern, eingesetzt. Es muß aber festgehalten werden, daß die einwandernden Bretonen ihrer Herkunft nach eng mit der einheimischen Bevölkerung Armorikas verwandt waren. Sprachlich scheint sich der Kultureinfluß der Einwanderer durchgesetzt zu haben, da das jetzige Bretonisch aufs engste mit den keltischen Dialekten von Cornwall und Wales verwandt ist, doch ist kaum anzunehmen, daß nicht auch in Armorika schon vorher eine keltische Sprache gesprochen wurde, wohl aber mit stärkeren vorkeltischen Elementen.

Wer waren die Armorikaner?

Wenn wir uns nun der offensichtlich sehr viel wichtigeren Frage zuwenden, wer denn nun eigentlich die „*Armorikaner*" der „vorbretonischen" Zeit waren, so müssen wir uns immer mehr auf die im Boden erhaltenen vorgeschichtlichen Funde stützen, da uns schriftliche Überlieferungen nur noch ganz spärlich zur Verfügung stehen. Wie ein einsamer Wegweiser erscheint uns der Bericht eines griechischen Seefahrers und Astronomen namens *Pytheas*, der um 335 v. Chr. eine Reise von Massilia, dem heutigen *Marseille*, aus antrat, die ihn der Atlantikküste entlang bis nach Großbritannien führte, das er ganz umsegelte. Er muß dann in die Nordsee bis etwa nach Helgoland vorgedrungen sein und kehrte durch den Kanal wieder zur Atlantikküste zurück. Auch er erwähnt in den uns interessierenden Gebieten die *Veneter* und nennt als ihre Nachbarn die Ostimier, also wohl die *Osismier*. Darin steckt allerdings auch ein älterer Name, den schon der Phöniker *Himilcon* aus Karthago um 500 v. Chr. nennt: *Oestrymnis*. Er benennt ein weit in den Ozean vorstoßendes Vorgebirge mit diesem Namen, dazu Inseln und einen Golf, dessen Anwohner tüchtige Seeleute seien, die mit ihren Lederbooten die See in weiterem Umkreis befahren. Auch er erwähnt wie *Caesar* reiche Zinn- und Bleiminen. Die Erwähnung der Insel *Uxisama (= Quessant)*, die nördlich von Oestrymnis liegen soll, spricht dafür, daß Himilcon damit tatsächlich den Golf von *Morbihan* meint. Außerdem müssen wir den „Armorikanern" eine sehr frühe Seeschiffahrt mit Booten aus Weidengeflecht und Lederbordwänden zugestehen.

Aber auch der schon genannte Stammesname der *Veneter* erlaubt uns einige Schlüsse. Es ist ein in vorgeschichtlicher Zeit sehr weit verbreiteter Name, der von der Adriaküste, wo er noch heute in *Venetien* und *Venedig* weiterlebt, bis zur Atlantikküste vorkommt. Es gibt nur eine einzige vorgeschichtliche Kultur, die im Laufe des 1. Jahrtausends v. Chr. eine so weite Verbreitung besitzt, die sog. *Urnenfelder-Kultur*. Sie wird so genannt, weil die Träger dieser Kultur die Asche ihrer Toten in Tonurnen in Friedhöfen begruben, die außerdem noch zahlreiche mit Beigaben gefüllte Tongefäße bargen, so daß sich bei der Ausgrabung solcher Friedhöfe die Bezeichnung „Urnenfeld" geradezu aufdrängte. Diese etwa um 1200 v. Chr. im nordalpinen Raum entstandene Kultur, die zugleich auch die Kenntnis des Eisens als Werkstoff im mitteleuropäischen Raum verbreitete und deshalb schon zur (frühen) Eisenzeit gerechnet wird, bewies in den folgenden Jahrhunderten eine starke Ausdehnungskraft nach Westen und Südosten. In einzelnen Ausläufern erreichte sie auch die Bretagne, wie aus den hier gefundenen typischen Urnen dieser Zeit hervorgeht[12]).
Wenn wir auch wegen der Sitte der Totenverbrennung über die anthropologischen Verhältnisse der Urnenfelderkultur nicht viel aussagen können, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die Urnenfelderleute zum überwiegenden Teil den sog. alpinen Typ verkörperten[13]). Es muß aber noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die Einwanderung der Urnenfelderleute auf eine ziemlich dichte ältere bronzezeitliche Besiedlung trifft und daß die Übertragung des Namens der *Veneter* – wohl ähnlich wie bei der Namensübertragung der *Bretonen* – nicht etwa eine sehr starke Einwanderung andeuten muß. Deshalb müssen wir noch eine Epoche weiter zurückgehen, um die älteste Schicht der Bevölkerung in *Armorika*, die der Stein- und Bronzezeit aufzuspüren.

Die frühesten Bewohner Armorikas

Es wird jedem, der nicht gerade Spezialist auf diesem Gebiet ist, nicht ganz leicht fallen sich vorzustellen, daß man auch noch über Zeiträume der Menschheitsgeschichte verhältnismäßig genaue Aussagen machen kann, aus denen uns keinerlei schriftliche Quellen vorliegen. Aber wenn wir überlegen, daß wir auch in den sog. geschichtlichen Zeiten für manche lange Perioden nur äußerst dürftiges Urkundenmaterial besitzen und selbst in unsere Zeit hinein oft manches durch Stilvergleiche und Stilgeschichte, durch indirekte Zeitbestimmung, kurzum durch Gegenstände,

die wir „zum Reden bringen", erschließen müssen, so beweist dies, daß die Methoden der Spatenforscher und Völkerkundler zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Dazu kommt, daß wir in den letzten Jahrzehnten durch neu entwickelte naturwissenschaftliche, insbesondere geologisch-stratigraphische, paläobotanische und physikochemische Methoden[14]) in der Exaktheit der Zeitbestimmung ein gutes Stück vorangekommen sind, und daß wir deshalb für die Ausweitung unseres Geschichtsbildes eine verhältnismäßig solide Grundlage gewinnen können. Wenn wir hier natürlich auch für die Beweisführung nicht in die Details gehen können, so müssen wir doch den Leser bitten, zunächst einmal einem Zeitschema zu vertrauen, das die Ur- und Vorgeschichtswissenschaft erarbeitet hat[15]).

Sehen wir einmal von den Formen und Kulturen der (praehominiden) Vorstufen des heutigen „homo sapiens" ab, weil nur ganz wenige Einzelfunde aus dieser Zeit bisher in der Bretagne bekannt wurden[16]), so finden sich für eine erste „Besiedlung" Armorikas erst in der sog. Mittleren Steinzeit, dem „Mesolithikum", deutlichere Spuren. Der Name „Mesolithikum" ist ziemlich nichtssagend, er bedeutet nur, daß man nachträglich zwischen die schon durch zahlreiche Fundgruppen und über gewaltige Zeiträume sich erstreckende Altsteinzeit (Paläolithikum) und die ebenfalls sehr differenzierte Jungsteinzeit (Neolithikum) eine Epoche einschieben mußte, in der sich eine (bzw. mehrere) Übergangskulturen entwickelt haben müssen. Trotz des unglücklichen Namens handelt es sich beim Mesolithikum um eine der interessantesten Epochen der Menschheitsgeschichte, nämlich den – erstmaligen – Übergang von der Stufe der sog. Wildbeuter, der schweifenden Jäger und Sammler, zur Seßhaftigkeit der Pflanzer, Hirten und Bauern. Daß diese Übergangsepoche sowohl zeitlich als räumlich sehr schwer zu fassen ist und bei der Problematik der Erhaltung bzw. Auffindung von Wohnstätten dieser Zeit – ca. 8000–4000 v. Chr. – mit großer Lückenhaftigkeit des Materials zu rechnen ist, wird sicherlich einleuchten.

Ohne auf die z. T. stark von einander abweichenden Theorien über Entstehung und Auswirkung bestimmter mesolithischer Kulturen schon jetzt einzugehen[17]) wollen wir uns zunächst darauf beschränken, uns etwas mit den beiden mesolithischen Kulturen vertraut zu machen, die in der Bretagne durch Funde nachgewiesen worden sind, dem sog. „Campignien" und dem „Tardenoisien".

Das „Campignien" hat seinen Namen nach einem Fundort Campigny, einem Hügel bei *Blangy-sur-Bresle* (Dép. Seine-maritime).

Die dort schon 1897 von Ph. Salmon u. a. in sog. Wohngruben ausgegrabenen Feuersteingeräte, Tierknochen und Keramikreste gehören sicherlich einer verhältnismäßig späten Stufe des „Campignien" an, die möglicherweise zeitlich schon in das Neolithikum zu stellen ist. Jedenfalls handelt es sich auch bei den durch *Louis Marsille*[18]) 1925 bei Saint-Congard am Oust (nordwestlich von *Redon)* entdeckten Funden um ein jüngeres Campignien. Die Steinwerkzeuge (Spitzhacken, Meißel, Hobel, Kratzer und Schaber) sind allerdings nicht aus Feuerstein, sondern aus dem dort anstehenden Kreidesandstein; sie gehören einer Bevölkerung an, die im Waldgebiet lebend, sich vorwiegend mit Jagd, Holzbearbeitung und Lederzubereitung beschäftigt, aber noch keine Landwirtschaft kannte. In Norddeutschland und Dänemark, wo sich dieses „Campignien" in vielen Fundstellen in einem seen- und wildreichen Gebiet hat nachweisen lassen, konnte auch bewiesen werden, daß schon in relativ früher Zeit (Stufe von Maglemose) eine für das Neolithikum wichtige Erfindung, nämlich die des Beiles, gemacht wurde, ebenso finden sich dort das älteste Paddel und eine sehr alte Keramik. In der jüngsten Stufe, die nach einem dänischen Fundplatz die Stufe von „Ertebölle" (am Limfjord) benannt wird, treten jene gewaltigen „Muschelhaufen" in Erscheinung, die aus unzähligen Schalen von Austern, Miesmuscheln, an anderen Orten auch von Seeschneckengehäusen bestehen und die nichts anderes sind als die Überreste von Mahlzeiten des Menschen der Mittelsteinzeit und die man deshalb auch mit einem dänischen Wort *kjoekkenmoeddinger (=* Küchenabfall) nennt. Mit ihnen zusammen finden sich sehr kleine Feuersteingeräte, sog. Mikrolithen, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Einsätze für Harpunen und Pfeile verwendet wurden. Diese „Mikrolithen" sind in typischen Formen sehr weit verbreitet. Nach einem Fundort in der französischen Champagne, *La Fère en Tardenois* (Dép. Seine), nennt man diese Kultur Tardenoisien und dieses Tardenoisien läßt sich – mit lokalen Abwandlungen – über weite Strecken verfolgen, einmal im Mittelmeerraum, auch in Nordafrika, dann an der Atlantikküste von Portugal bis Dänemark, schließlich aber auch quer durch Europa bis Osteuropa und Indien.

In der Bretagne sind solche „Muschelhaufenfunde" erstmalig in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden. Der Vorgeschichtsforscher und Sammler *Paul du Chatellier* hat damals bei *La Torche,* einer kleinen Halbinsel in der Bucht von *Audierne* nahe bei der Spitze von *Penmarch,* das Skelett eines Jünglings gefunden, der dort in einer enormen Anhäufung von

Schalen von Austern und anderen Meerestieren vor vielen Jahrtausenden begraben worden war. Im Jahre 1928 wurden dann die bisher reichsten mesolithischen Funde auf den Inseln *Téviec* und *Hoëdic* durch Marthe und Saint-Just *Pequart* ausgegraben[19]). Während die Fundschicht auf *Téviec* eine schwärzliche Humusschicht von 60–100 cm Dicke war, die einige Skelettgräber überdeckte, die in leicht in den Granulit eingetieften Löchern lagen, wurde auf *Hoëdic* eine rund 40 cm mächtige mesolithische Schicht gefunden, die von einem 120 cm dicken bräunlichen Sand überdeckt war, der an seiner Basis Scherben der sog. Dolmenkeramik enthielt. Das Ganze war dann noch einmal durch eine junge Sanddüne von 80 cm Dicke überweht worden. Besonderes Interesse verdienen die Bestattungen, die in den „Wohnhorizont" – Spuren von Hütten wurden nicht festgestellt – eingetieft worden waren. Männer, Frauen und Kinder lagen meist in Hockerstellung – der Schlaflage –, hatten z. T. reiche Beigaben aus Feuerstein, Knochen und Muscheln und waren mit Ocker bestreut. Der Kopf war in einigen Fällen mit Hirschgeweihstücken bedeckt und durch Steinplatten geschützt, manche hatten Hals- und Armketten aus Meeresmuscheln, hauptsächlich der Cypraea, oder aus durchbohrten Kieseln. Sogar Häubchen aus Muscheln ließen sich feststellen. Besonders interessant waren die Grabanlagen auf Téviec, da hier über den Toten eine Art „Mausoleum" aus dicken Steinen errichtet worden war, auf dessen Kuppel man anläßlich der Begräbnisfeiern Feuer entzündete und dann als Beigaben die Kiefer von Hirsch oder Eber niederlegte. Ein jüngerer Mann hatte zwei mikrolithische Pfeilspitzen im Schädel stecken und war wahrscheinlich dadurch getötet worden, ein anderer hatte einen sog. Kommandostab bei sich, wie er vom Paläolithikum her bekannt ist. Dolche aus Knochen deuten ebenfalls auf das Vorhandensein von Waffen hin, die auch im Kampf Mensch gegen Mensch eingesetzt werden konnten, kurzum auf kriegerische Auseinandersetzungen. Außer den schon erwähnten Meerestieren und Jagdtieren wie Hirsch und Eber, die zugleich eine bevorzugte Rolle zu spielen scheinen, wurden keinerlei Reste von Haustieren, auch nicht vom Hund, der sonst schon in dieser Kulturstufe vorkommt, gefunden.

Wir haben hier also eine sehr interessante Übergangsstufe vom Paläolithikum zum Neolithikum vor uns (die interessanten Funde können im Museum in *Carnac* besichtigt werden), eine echte „mesolithische" Schicht, und wenn die ganz neuerdings durch die sog. Radiumkarbonmethode gefundene Zeitbestimmung der Schicht von *Hoëdic* um 4625 v. Chr. (± 350 J.) sich be-

wahrheiten sollte[20]), so wäre damit auch ein Zeitpunkt gewonnen, der sich ausgezeichnet in diese Übergangszeit zwischen Alt- und Jungsteinzeit einfügen würde. Noch offen bleiben muß allerdings die Frage, ob diese Funde von *Hoëdic* und *Téviec* und dem kleinen Inselchen *Guernic,* wo *Z. le Rouzic ein*e zugehörige Steinschlagwerkstätte entdeckte, enger mit den nordischen Fundstellen zusammengehören, mit denen sie z. B. die besondere Stellung, die der Hirsch unter den Jagdtieren einnimmt, gemeinsam haben, oder mit den spanischen und portugiesischen gleichzeitigen Funden. Noch einmal sei daran erinnert, daß damals die Strandlinie wesentlich niedriger lag, so daß diese heutigen Inseln in der Ebbe vom Festland aus zugänglich waren.
Von ganz besonderer Bedeutung waren aber, und damit kommen wir nun wieder zu unserer Hauptfrage zurück, die verhältnismäßig gut erhaltenen Skelette, die uns die anthropologischen Merkmale dieser frühen Bewohner der Bretagne erkennen lassen. Ihre ersten Bearbeiter, die französischen Anthropologen *M. Boule* und *H.-V. Vallois,* haben dieser „Rasse", die ziemlich kleinwüchsig, gemäßigt langschädlig, mit kräftiger Schädeldecke versehen ist, einen eigenen Namen, den Typ von *Téviec,* gegeben, dabei aber ihre Verwandtschaft mit einer paläolithischen Rasse, dem Typ von *Chancelade,* betont. P.-R. Giot[21]) hat neuerdings zwar diese Verwandtschaft nicht bestritten, bemerkt aber auch die Ähnlichkeit zu dem Typ von *Cro-Magnon* bzw. den Cromagnoiden, die später so zahlreich besonders in der Megalithbevölkerung vorkommen. Es spricht jedenfalls nichts vom anthropologischen Standpunkt dagegen, daß diese mesolithische Bevölkerung sich in die nun folgende Bevölkerung der Jungsteinzeit, die im wesentlichen die Träger der Megalithkultur in ihren verschiedenen Stufen ist, fortsetzt. Da wir in dem folgenden Abschnitt auf diese Megalithkultur ziemlich ausführlich eingehen, mag es jetzt genügen, darauf hinzuweisen, daß auch diese Megalithbevölkerung nach den Untersuchungen von *P.-R. Giot*[22]) zu einem großen Teil eben diesen Typ des Cromagnoiden mit all' seinen Varianten zeigt und daß als neuer, wohl von der iberischen Halbinsel eingewandert, der Atlanto-Mediterraneische Typ mit Langschädel, länglichem Gesicht und hohem Wuchs dazukommt. Allmählich verschmolzen die beiden Typen zu einem „Mediterranoiden" Typ mit recht vielfältigen Varianten, wobei der Durchschnittswert des Schädel-Index stieg. Erst in der Eisenzeit – vermutlich durch die schon erwähnte Zuwanderung der Urnenfelderleute, der „Veneter" – drang ein kurzköpfiger „alpiner" Typ ein, der vom Kontinent her die Küste nur in Ausläufern erreichte.

Das Ende der Unanbhängigkeit der „Seestämme" der Gallier durch die römische Besetzung und die Dauer dieser Besatzung hat wohl zu einer Verstärkung dieses „alpinen" Anteils geführt, vor allem im Süden der Bretagne. Dagegen hat die erwähnte Neueinwanderung der Bretonen aus Südengland im 5.–7. Jahrhundert, durch die *Armorica* zur *Bretagne* wurde, nach den Untersuchungen Giots keine wesentliche Veränderung in der anthropologischen Struktur gebracht, da diese Einwanderer in der Mehrzahl dem gleichen Atlanto-Mediterraneischen Typ angehörten wie die einheimischen Armorikaner, die man nach dem eben genannten Autor als „Vettern" betrachten kann. Es ist eines der großartigsten Ergebnisse der modernen Anthropologie, daß es *P.-R. Giot* gelang, durch eine minutiöse und langwierige Untersuchung der heutigen anthropologischen Zusammensetzung der bretonischen Bevölkerung einen exakten Beweis zu führen, daß sich diese historischen Entwicklungen (einschließlich der sog. vorgeschichtlichen Zeit) bis in unsere Gegenwart hinein auswirken, oder, mit anderen Worten, daß wir die Gegenwart nur aus der Vergangenheit erklären können. Wörtlich sagt *Giot*[23]): „So ergibt sich, daß man heute bei Untersuchungen am lebenden Objekt diejenige rassische Zusammensetzung des Landes wiederfindet, die seit etwa 200 Jahren besteht und die uns das Studium der Knochenfunde erkennen läßt. Die Anthropologie der Bretagne wird stets beherrscht von dem Gegensatz zwischen der Hoch-Bretagne, die zur Mehrheit von kurzköpfigen Alpinen mit breitem Gesicht und verhältnismäßig kleinem Wuchs bevölkert ist, während die Nieder-Bretagne (diese Abgrenzung entspricht nicht genau den linguistischen Grenzen) vor allem an der Küste mesokephale Typen mit schmalem Gesicht und ziemlich hohem Wuchs aufweist. Aber im Inneren des Landes zeigen sich alle Übergänge vom Atlanto-Mediterraneischen zum alpinen Typ."

Es dürfte wenige Landschaften in Europa geben, in denen ein so klares Ergebnis erzielt werden konnte wie in der Bretagne, und es muß noch einmal gesagt werden, daß diese Untersuchungen von *P.-R. Giot* mit allem wissenschaftlichem Ernst und einer guten Portion Skepsis durchgeführt wurden. Gerade deshalb ermöglichen sie es uns auch, den Versuch zu machen, die einheimischen Überlieferungen zur Deutung von sonst fast ganz stummen Zeugen der Vorzeit heranzuziehen. Doch zuvor müssen wir diese Denkmale erst kennen lernen.

III. DIE STEINMALE

Ihre Namen und was sie bedeuten

Die Denkmälergruppe, mit der wir uns in der folgenden beschreibenden Übersicht beschäftigen wollen, wird in der Fachwissenschaft der sog. „Megalithkultur“ [24]) zugewiesen. Unter dem künstlich geschaffenen Wort „Megalith“ (griech. megas = groß, lithos = Stein) versteht man aus großen Steinen errichtete Denkmäler sehr verschiedener Art. Im deutschen Sprachgebrauch benutzt man meist Ausdrücke wie Riesenstein oder Hünenstein – woraus in der rheinfränkischen Mundart Hinkelstein wurde –, man spricht auch von Riesensteingräbern und Hünenbetten, weil man sich in der Denkweise der Romantik als Erbauer dieser Denkmale keine gewöhnlichen Menschen, sondern eben nur Riesen vorstellen konnte. In der folgenden Namensbeschreibung wird zweckentsprechend von den in der Bretagne heute üblichen Bezeichnungen ausgegangen, zumal sich manche von ihnen wie „Menhir“, „Dolmen“, „Lech“ sogar im europäischen Schrifttum als Gattungsbezeichnung durchgesetzt haben.

a) *Menhir, Lec'h* (= Langstein)

Das Wort Menhir stammt aus der nur noch in der sog. Niederbretagne (Bretagne bretonnante) gesprochenen keltischen Sprache, dem „Bretonischen“, und bedeutet, da men = Stein und hir = lang ist, wörtlich „Langstein“ (Mehrzahl französisch menhirs, deutsch Menhire). Ob diese Bezeichnung allerdings die alte, ursprüngliche ist, muß bezweifelt werden, da die Menhire von den Einheimischen auch heute noch „peulven“ oder „peulvan“ genannt werden. Kennzeichen des Menhirs ist, daß er ein von Menschenhand aufgerichteter, wenig oder kaum bearbeiteter Stein ist, dessen Höhe länger als seine Breite ist. In der Bretagne unterscheidet man vom eigentlichen Menhir den sog. *Lec'h*, der meist kleiner ist als dieser, eine durch Menschenhand geschaffene regelmäßige Form hat und demzufolge einen kreisförmigen, quadratischen oder achteckigen Querschnitt besitzt. Diese Lec'hs gehören übrigens zeitlich nicht mehr der Megalithkultur an, sondern der sog. Hallstatt- und Latène-Zeit, ja manche, wie die sog. Babouins und Babouines sind nach der Meinung von Z. Le Rouzic [25]) erst im Mittelalter errichtet worden. Nicht wenige Lec'hs sind auch mit christlichen Symbolen (Christus mit den

Abb. 8 Der Verfasser mit einer Gruppe vor einem Menhir am Langgrab Manio-Kermario 2.

12 Aposteln, den Marterwerkzeugen u. ä.) verziert, also wohl später „christianisiert" worden (vgl. Seite 43 ff.).

b) *Alignement* (Steinreihe, Steinallee), *Cromlec'h* (Steinkreis) und *Quadrilatère* (Steinviereck)

Während Menhire im allgemeinen für sich allein stehen oder höchstens zwei bis drei nahe beieinander vorkommen, gibt es in der Bretagne, besonders in der Umgebung von *Carnac,* aber auch im Norden des Landes (Finistère), zudem auch im weiten Bereich der Megalithkultur, sog. *Alignements,* in denen Menhire in einer oder mehreren geradlinigen Reihen, meist im Abstand von wenigen Metern angeordnet sind. Man spricht dann von Steinreihen (lignes) oder, wenn mehrere parallele Reihen nebeneinander verlaufen, von Steinalleen (alignements). Sind die Langsteine in einem Halbkreis oder Halboval bzw. in einem Kreis oder Oval angeordnet, so hat sich dafür die Bezeichnung *„Cromlec'h"* eingebürgert, obwohl dieses keltische Wort ursprünglich eine Grabform, den sog. Dolmen, bezeichnete. Ist die Anordnung der Menhire so, daß der Grundriß annähernd ein Viereck bildet, wird die Anlage als *„quadrilatère"* bezeichnet, wörtlich also ein Steinviereck. Man kann die beiden letzten Bezeichnungen auch als *„enceintes"* zusammenfassen, wofür im deutschen Sprachgebrauch auch Steingehege oder (nach dem engl.

stone-henge) auch die Bezeichnung „Henge-Steine" verwendet wird (vgl. Seite 54 ff.).

c) *Dolmen simple* (=Dolmen), *Dolmen à galerie* oder *à couloir* (= Ganggrab), *Dolmen à cabinet* (oder *chambre lateral[e]*) (= Ganggrab mit Seitenkammer), *Dolmen à grand dallage* (= Steinplattengrab), *Dolmen à encorbellement* (= Kuppelgrab mit sog. falschem Gewölbe) (vgl. Seite 82 ff.)

Das bretonische Wort *Dolmen* (dol, breton. eigentlich toal = Tisch, men = Stein) ist ebenfalls in den europäischen Sprachgebrauch übergegangen, wird aber in der deutschen Fachliteratur[26]) nur für die einfachste Form des Megalithgrabes, den sog. „Ur-Dolmen" (= *dolmen simple)* benutzt, der aus wenigen Tragsteinen und einem einzigen Deckstein besteht. Alle Dolmen waren aber ursprünglich einmal von einem Erdhügel bedeckt und es ist einleuchtend, daß die Bezeichnung „Steintisch" erst in Gebrauch gekommen sein kann, nachdem zumindest ein Teil des Erdhügels verschwunden war, demnach auch nicht die ursprüngliche sein kann (Abb. 10).
Das *Ganggrab (dolmen à galerie* oder *à couloir)* ist eine wesentlich größere Grabanlage mit einer besonderen Grabkammer aus vielen Tragsteinen und meist mehreren Decksteinen, zu der ein

Abb. 9 Steinallee Le Ménec bei Carnac (Ausschnitt).

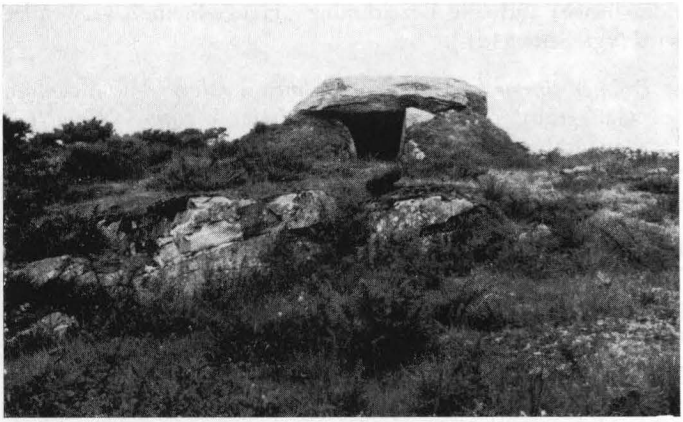

Abb. 10 Zerstörtes Ganggrab Mané-er-Run von Kerlutu Gem. Belz, das die Form des „Dolmen simple" vortäuscht.

ebenfalls mit Steinen überdeckter Gang führt, dessen Anlage natürlich nur dann sinnvoll erscheint, wenn man eine Hügelüberdeckung annimmt.
Besitzt die Grabkammer eine seitliche Ausbuchtung, spricht man von einem Ganggrab mit Seitenkammer *(Dolmen à cabinet* oder *chambre lateral[e])*. Besonders in den Gebieten, in denen sich das Steinmaterial verhältnismäßig leicht spalten läßt, benutzt man als Trag- und Decksteine ungefähr rechteckige Steinplatten und nennt diesen Typ Steinplattengrab *(dolmen à grand dallage)* (nicht zu verwechseln mit der wesentlich kleineren Steinkiste, dem *„coffre")*.
Schließlich kann ein Dolmen oder Ganggrab auch anstelle eines oder mehrerer Decksteine eine Überwölbung aus Bruchsteinen in Form eines sog. falschen Gewölbes (aus überkragenden Steinen)

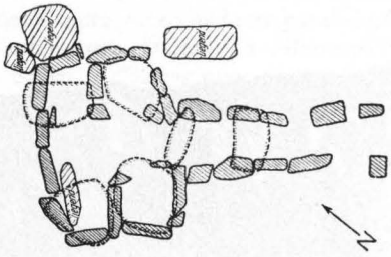

Abb. 11 Grundriß des Ganggrabes Mané Groh bei Crucuno („dolmen à chambre laterale").

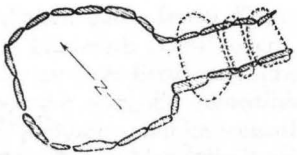

Abb. 12 Grundriß des Ganggrabes Mané Brisil Gem. Carnac („dolmen à encorbellement").

haben, in der Art, wie der altgriechische „Tholos", der z. B. im sog. Schatzhaus des Atreus bei Mykene noch gut erhalten ist. Dieser Typ heißt auch *„dolmen à encorbellement"*.

d) *Allée couverte* (= Langgrab oder Steinkistengrab)

Im Gegensatz zum Ganggrab, bei dem Gang und Grabkammer deutlich im Grundriß voneinander getrennt sind, besitzt das Langgrab, oder wie es in der deutschen Fachwissenschaft auch heißt, das „westeuropäische Steinkistengrab" (= *allée couverte)* nur *einen* langgestreckten unterirdischen Raum, der durch parallel gestellte Tragsteine – meist Steinplatten – und darüber gelegte Decksteine gebildet wird, die häufig Einritzungen besitzen. Bei genauer Untersuchung entdeckt man dann doch meist zwei getrennte Räume, also Gang und Grabraum. Der Grundriß kann geradlinig, rechteckig *(rectangulaire)* oder gebogen bzw. geknickt *(condé)* sein, der Eingang sich auch seitlich befinden (Abb. 14) (vgl. Seite 78 ff.).

Abb. 13 Dolmen mit „falschem Gewölbe" (Tholos) von Barnenez (Ausgrabung P.-R. Giot)

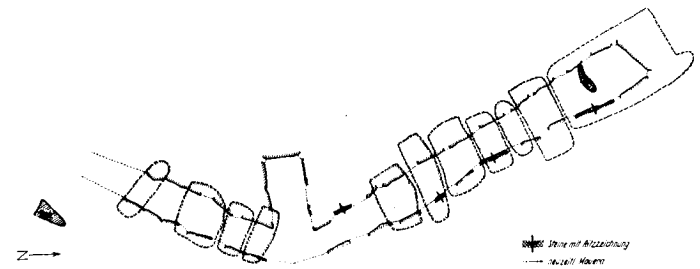

Abb. 14 Grundriß des (jüngeren) Langgrabes Pierres Plates bei Locmariaquer.

e) *Tertre tumulaire* (= Langhügel, engl. *long-barrow*)

Diese im Gelände meist nicht sehr deutlich in Erscheinung tretende große Grabanlage von 50–100 m Länge, meist aber nur 1–2 m Höhe, enthält mehrere, durch Steine geschützte Gräber *(coffre)*, in der Regel Brandgräber. Der rechteckige Langhügel wurde nach außen durch senkrecht gestellte, kleinere Steinplatten eingefaßt, die durch das spätere Auseinanderfließen des Erdhügels völlig überdeckt wurden und erst bei der Ausgrabung wieder frei gelegt werden können (Abb. 15). (Vgl. Seite 78 ff.).

f) *Tumulus* (Fürstenhügel)

Diese in der Landschaft deutlich beherrschend hervortretenden Hügel, für die in der Umgebung von *Carnac* Z. Le Rouzic die Bezeichnung „tumulus" eingeführt hat, sind nicht nur aus Erde aufgeschüttet worden wie die meisten Hügel über den „dol-

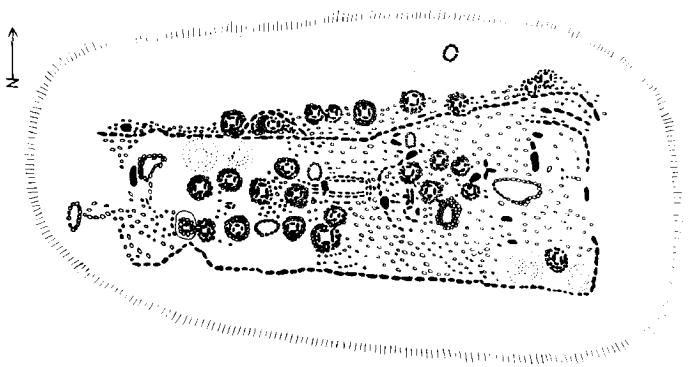

Abb. 15 Ausgrabungsplan des Langgrabes Manio-Kermario II (nach Z. Le Rouzic 1922).

men", sondern enthalten einen festen Kern aus Bruchsteinen und werden deshalb bretonisch „*carn*" oder „*cairn*" oder auch „*galgal*" genannt. Da zu ihrer Errichtung sicherlich die Mithilfe vieler Hände notwendig war, die einheitlich gelenkt werden mußten, hat sich für ähnliche – und im wesentlichen auch gleichzeitige – Hügel in Mitteldeutschland die Bezeichnung „Fürstenhügel" eingebürgert. Meist enthalten sie neben einem Zentralgrab auch kleinere, u. U. auch ältere Steinkistengräber oder Dolmen, so daß man sie auch als echte „Nekropolen" (= Totenstädte) ansehen kann (Abb. 16 und 52). (Vgl. Seite 101 ff.).

Ihre Schicksale seit der Errichtung

Bevor wir die soeben kurz gekennzeichneten Megalithdenkmäler besonders in der Umgebung von *Carnac* näher beschreiben, müssen wir noch mit ein paar Worten auf ihren gegenwärtigen Erhaltungszustand eingehen.

Wer heute die vorgeschichtlichen Steinmale der Bretagne im Gelände aufsucht, muß sich der Tatsache bewußt sein, daß sie in den seltensten Fällen in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten sind. Fast alle sind mehr oder minder verändert, die Grabanlagen sind gleichsam Ruinen, wenn auch da und dort die sorgende Hand des Denkmalpflegers den ursprünglichen Zustand wiederhergestellt hat. Unter den Menhiren wird man noch am ehesten

Abb. 16 Der beherrschende Fürstenhügel von Carnac, der Tumulus St. Michel (mit Kapelle von 1664).

einige finden, denen die Verwitterung – denn auch der härteste Granit unterliegt der stetigen Zerstörung durch die Atmosphärilien – noch kaum etwas anhaben konnte und die noch ihre ursprüngliche Form bis heute bewahrt haben. Die Masse der Menhire, besonders die größeren in den Alignements, sind z. T. stark verwittert. Dies rührt sicherlich daher, daß sehr viele von ihnen längere Zeit umgestürzt am Boden lagen, wohl auch schon absichtlich z. T. zertrümmert worden waren, um Baumaterial zu gewinnen. Es ist das große Verdienst von Zacharie Le Rouzic (s. S. 40), daß er mit Unterstützung von verhältnismäßig wenigen Bauern aus *Carnac* und Umgebung einen großen Teil der Menhire der großen Steinalleen wieder aufrichtete. Jeder wiederaufgerichtete Menhir wurde übrigens mit einer roten Eisenmarke gekennzeichnet, so daß sich jeder Besucher selbst davon überzeugen kann, wieviele Menhire wieder aufgerichtet werden mußten. Es versteht sich von selbst, daß Z. Le Rouzic hierbei sehr gewissenhaft vorging und meist den ursprünglichen Standplatz erforschte. Bei früheren „Wiederaufrichtungen" wurde allerdings nicht so korrekt verfahren. So kann man unschwer sehen, daß in dem „Cromlech" bei der Steinallee von *Kerzerho* ein Menhir mit dem „Kopf" nach unten aufgerichtet wurde, wobei auch die Anordnung der Menhire nicht stimmen kann.

Ein lehrreiches Beispiel für die allmähliche Abtragung des ursprünglichen Erdhügels bietet der gewaltige *„dolmen à couloir"* genannt „Table des Marchands" (= Tisch der Kaufleute) in *Locmariaquer*. Als ich ihn 1937 zum erstenmal besuchte, lag der gewaltige Deckstein und auch die obere Hälfte der Tragsteine frei und bot einen imposanten Eindruck (s. Abb. 17). Wenig später setzte Z. Le Rouzic dann durch, daß der ursprüngliche Erdhügel wieder bis zur Oberkante des Tragsteines aufgeschüttet wurde. Kein Zweifel, daß der heutige Anblick (s. Abb. 18) viel weniger eindrucksvoll ist, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die diese denkmalpflegerische Maßnahme verdammten. Dabei wird jedem, der dieses einzigartige Denkmal besucht, sofort klar, daß ein solcher Schutz notwendig war und ist, da sonst die wertvollen Gravierungen immer mehr zerstört würden (s. u. S. 95 ff.).

Von absichtlichen Zerstörungen der Steinmale ist in der Bretagne sonst nichts bekannt geworden. Zwar hatten schon die Konzilsväter der Konzile von *Tours* (567), *Nantes* (658) und *Toledo* (681/2) offizielle Verbote der „Steinkulte" erlassen und Karl d. Gr. gab 789 in *Aachen* ausführliche Anweisungen zur Zerstörung von heidnischen Steinmalen. Aber in der Bretagne setzte sich das Christentum in der bäuerlichen Bevölkerung offenbar sehr lang-

Abb. 17 Table des Marchands (Ganggrab) bei Locmariaquer (Ansicht 1937).

sam durch und der Jesuit Michel de Nobletz traf noch am Ende des 16. Jhdts. heidnische Steinkulte hier an.

Im großen und ganzen darf man wohl annehmen, daß gerade in der Bretagne die Zahl der erhaltenen Steinmale bis in die Gegenwart hinein verhältnismäßig groß ist, zumal die landwirtschaftliche Nutzung doch nicht so intensiv gewesen war, wie etwa in fruchtbareren Gebieten. Dies wird besonders deutlich, wenn wir etwa das Ausbreitungsgebiet der westeuropäischen Megalithkultur hinein verfolgen, wie dies H. Kirchner mit großer wissen-

Abb. 18 Table des Marchands (Ansicht 1965).

schaftlicher Genauigkeit getan hat[27]). Hier kann oft nur ein überlieferter Name noch einen Hinweis auf einen ehemals vorhandenen Menhir geben.

Allerdings bringt dieses reiche Erbe an Megalithdenkmälern auch Verpflichtungen mit sich. Es ist gewiß erfreulich, daß die bretonischen Steinmale in jüngster Zeit wieder Forschungsobjekt verschiedener französischer Vorgeschichtler geworden sind (s. u. S. 41 f.) und von dieser Seite her vieles getan wird, um diese Denkmale zu schützen. Es darf auch dankbar vermerkt werden, daß das Geschehen des letzten Weltkrieges, so nahe es sich, besonders im letzten Kriegsjahr, abspielte, keine nennenswerten Schäden anrichtete. Möge sie ein gütiges Schicksal davor bewahren, daß sie nicht durch eventuelle Auswüchse des modernen Tourismus gefährdet werden, zumal der Fremdenstrom in der Bretagne in den letzten Jahren gewaltig zugenommen hat. Da man die großen Steinmale kaum im Gelände schützen kann, müssen sich alle diejenigen, die um ihre Bedeutung wissen, mit verantwortlich fühlen, daß sie vor mutwilligen Beschädigungen bewahrt bleiben. Die Ganggräber mit Gravierungen wird man über kurz oder lang doch nur unter einer personalen Aufsicht zur Besichtigung freigeben können, so wie es im Tumulus St. Michel in *Carnac* in vorbildlicher Weise seit den Zeiten von Z. Le Rouzic geschieht.

Ihre Erforschung

Die *wissenschaftliche Erforschung* der Steinmale der Bretagne setzte in größerem Umfang erst in der Zeit der Romantik ein. Als einer der ersten Interessenten wird der Präsident des Parlaments de Robien genannt, der etwa zwischen 1727–1737 einige Ausgrabungen an Megalithgräbern machte und u. a. auch den großen Menhir von *Locmariaquer* in seinem jetzigen zerbrochenen Zustand beschrieb. Erst zu Beginn des 19. Jhtds. erhält die Beschäftigung mit den steinzeitlichen Gräbern eine breitere Grundlage. Einem Zuge der Zeit folgend, erblickt man besonders in den Dolmen „Opferaltäre" der Kelten, an denen die Druiden ihre geheimnisvollen Feste feierten. Damals entstanden auch die bretonischen Namen Dolmen, Menhir, Cromlec'h usw., die, wie wir schon gesehen haben, keineswegs die ursprünglichen Bezeichnungen gewesen sein können. Zwischen 1811 und 1813 wurden das große Ganggrab, die „Table des marchands" in *Locmariaquer* und die „Pierres plates", zum erstenmal ausgegraben. Um die gleiche Zeit wurde in *Auray* eine Gesellschaft gegründet, die sich die Aufgabe stellte, das in den Dolmen enthaltene Gold

Abb. 19 Zacharie Le Rouzic (1864-1939). Büste im Museum Carnac.

auszubeuten! 1830 erschien in *Paris* eine Schrift über die Monuments celtiques (Keltische Altertümer) von *Carnac* und *Locmariaquer* mit Zeichnungen des Malers Jorand. Der Abbé Mahé erstellte im Jahre 1825 das erste Inventar der „keltischen" Denkmale, ein Jahr später (1826) wurde durch die Initiative des Archivars Rosenzweig und einiger Mitbürger die „Société Polymathique du Morbihan" in *Vannes* gegründet, etwa vergleichbar einem deutschen regionalen Kunst- und Altertumsverein, mit der sich 1846 eine Archäologische Gesellschaft vereinigte. Diese vergrößerte Gesellschaft begann dann auch in größerem Umfang eine Ausgrabungstätigkeit besonders im Departement *Morbihan*, wobei die Gewinnung von Funden für das Museum des Vereins wohl der Hauptanreiz war. Nacheinander wurden die kleineren und größeren Gräber und Hügel der Umgegend geöffnet und meist auch nach der Ausgrabung einfach liegen gelassen, so daß sie einen wenig schönen Anblick boten. Durch die Initiative und unter dem Vorsitz des bekannten Senators und Historikers *M. Henri Martin* wurde 1897 eine Kommission für die historischen Denkmäler gebildet, die sich die Aufgabe stellte, diese Schäden nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Zwar gab diese Tätigkeit der Restauration der Steinmale in der ersten Zeit zu manchen Beanstandungen Anlaß, aber seitdem in der Person von Zacharie Le Rouzic, *Carnac* (1864–1939), der richtige Mann für diese Arbeit gefunden worden war, hat diese Kommission viel Segensreiches geleistet (Abb. 19).

Der Lebensweg von *Zacharie Le Rouzic*[28]) ist ein leuchtendes Beispiel dafür, daß Begabung, verbunden mit einer unermüdlichen

Beharrlichkeit in der Arbeit, zu einem großartigen Aufstieg führt. Als jüngstes von 9 Kindern eines armen bretonischen Leinewebers mußte der junge Zacharie schon mit 10 Jahren die Schule verlassen. Er hatte das Glück, in dem schottischen Liebhaberarchäologen James *Miln* einen guten Lehrmeister zu finden, der ihn zunächst damit beschäftigte, ihn bei seinen Ausgrabungen in der Umgebung von *Carnac* zu begleiten und ihm seine Malutensilien zu tragen. Miln war auf einer seiner Reisen 1873 nach *Carnac* gekommen und war dort geblieben, da ihn die Ausgrabung einer römischen Villa rustica in der Flur „Bosseno" so fesselte, daß er bis zu seinem Tode (1881) dort blieb. Für das Museum, das der Bruder und einzige Erbe des Verstorbenen, Robert Miln, erbauen ließ, in dem alle Funde von James Miln aufbewahrt wurden und das dann der Gemeinde *Carnac* zum Geschenk gemacht wurde, konnte kein besserer Verwalter und Leiter gefunden werden als der damals 17jährige Zacharie Le Rouzic! Unermüdlich vertiefte er sich durch Selbststudium in die Vor- und Frühgeschichte und dehnte seinen Arbeitsbereich vor allem auf die Megalithdenkmale seiner Heimat aus, während Miln vorwiegend an den gallo-römischen Altertümern interessiert gewesen war. Zuerst gemeinsam mit dem Ingenieur Ch. Keller aus *Nancy*, später zeitweise auch mit dem Ehepaar Saint-Juste-Péquart, dann meist in eigener Verantwortung, hat Le Rouzic in nahezu 60jähriger Tätigkeit rund 130 vorgeschichtliche Denkmale in der Umgebung von *Carnac* untersucht bzw. nachuntersucht und instandgesetzt, in über 100 Veröffentlichungen hat er seine Beobachtungen und Ergebnisse bei diesen Grabungen niedergelegt, bevor er im November 1939 für immer die Augen schloß. Seine enge Vertrautheit und Verwachsenheit mit Land und Leuten erlaubten ihm nicht nur, sich eine eingehende Kenntnis aller „verdächtigen" Stellen zu verschaffen, er konnte auch die meisten Zufalls-Funde rechtzeitig retten. Mit einem Höchstmaß an eigenem Einsatz und einem Minimum an öffentlichen Mitteln konnte er insbesondere die Wiederaufrichtung der zahlreichen umgestürzten Menhire betreiben und schmunzelnd erzählte er dem Verf. anläßlich dessen erstem Besuch in *Carnac* 1937, daß er manchen Bauern, den er dabei erwischte, wie er heimlich Steinmaterial aus den Alignements holen wollte, zur „Fronarbeit" bei der Wiederaufrichtung der Steine herangeholt habe. Das Museum in *Carnac* wurde unter seiner Leitung ganz bedeutend vergrößert und in seinem Bestand vermehrt, zugleich auch zum Sammelpunkt aller derjenigen Gelehrten, die sich an Ort und Stelle über die einzigartigen Denkmale unterrichten wollten. Stets war er bis kurz vor sei-

nem Tode allen Interessenten ein unermüdlicher Führer, sei es im Museum, sei es im Gelände. Nach seinem Tode wurde deshalb dem Museum in *Carnac* der Name J. Miln–Z. Le Rouzic gegeben und es wurde über 25 Jahre lang von seinem Schwiegersohn Maurice *Jacq* († 1975) geleitet, der das Erbe des großen Gelehrten ausgezeichnet verwaltete. Ein Besuch dieses Museums ist schon wegen der zahlreichen Funde aus den Gräbern und Siedlungen der Megalithkultur, aber auch wegen vieler interessanter Nachbildungen und Modelle, Karten und Bilder unerläßlich für jeden, der sich etwas eingehender mit den Steinmalen der Bretagne befassen will [29]).

Auch auf das Wirken der Société Polymathique du Morbihan in *Vannes* muß noch einmal eingegangen werden. Während ihres nun bald 150jährigen Bestehens hat die Gesellschaft immer wieder unter ihren Mitgliedern Gelehrte von Rang besessen, die sich der verschiedensten Fragen und Probleme, auch der Megalithkultur und ihrer Denkmäler angenommen haben. Schon in der „Pionierzeit" der Ausgrabungstätigkeit im 19. Jhdt. wurden genaue Pläne und farbige Aquarelle der Ausgrabungen angefertigt, und in den regelmäßigen Veröffentlichungen der Gesellschaft finden sich zahlreiche interessante Beiträge zur Vorgeschichte der Bretagne. Im sog. *Château Gaillard*, dem alten Parlamentshaus (15. Jhdt.), befindet sich heute das reichhaltige Museum der Gesellschaft (2, rue Noé), dessen Besuch ebenfalls jedem ernsthafteren Interessenten sehr empfohlen werden kann. (Eine weitere größere Sammlung von Funden der Megalithkultur aus der Umgebung von *Carnac* ist nur noch im Französischen Nationalmuseum (Musée des Antiquités Nationales) im Schloß von *Saint-Germain-en-Laye* bei *Paris* zu sehen, wo die ehemalige Sammlung Paul du Châtellier, ergänzt durch einzelne jüngere Ausgrabungsfunde und zahlreiche Abgüsse eine sehr gute Übersicht bietet.)

In jüngster Zeit hat die Société Polymathique du Morbihan unter ihrem Präsidenten *Yannik Rollando* einen neuen Aufschwung genommen, dessen Veröffentlichung „La préhistoire du Morbihan" (2. Aufl. 1965 *Vannes)* [30]) die neueste Zusammenfassung über die Vorgeschichte des Departements Morbihan in französischer Sprache darstellt, die zugleich eine Fülle neuer Gesichtspunkte bringt. Außerdem hat die Gesellschaft begonnen, ein zusammenfassendes Gesamtwerk aller vorgeschichtlichen Denkmale zu veröffentlichen.

Schon während des zweiten Weltkrieges hatte ein junger Wissenschaftler, der von der Geologie zur Anthropologie und Vorgeschichte kam, *P.-R. Giot*, eine Untersuchung über die anthro-

Abb. 20 Menhir mit Verwitterungsspuren nördlich von Le Menec/ Carnac.

Abb. 21 Das Grabmal für Z. Le Rouzic auf dem Friedhof von Carnac in Form eines Lec'h.

pologische Zusammensetzung der Bewohner der Bretagne begonnen, die er 1951 unter dem Titel: „*Armoricains et Bretons*" veröffentlichte und mit der er zugleich an der Universität *Rennes* promovierte[31]). Durch eine sehr erfolgreiche Tätigkeit als Ausgräber und Denkmalpfleger (besonders seine Rettungsgrabung im Tumulus von Barnenez vermittelte ganz neue Erkenntnisse (s. u. S. 84), die vielfältigen Untersuchungen seines Anthropologischen Laboratoriums, das in Zusammenhang mit seiner Lehrtätigkeit an der Universität in *Rennes* entstanden ist und die ausgezeichnete museale Gestaltung des von ihm geleiteten *Musée Préhistorique Finistérien* in *Saint-Guénolé*[32]) auf der Halbinsel Penmarc'h haben *P.-R. Giot* einen besonderen Ehrenplatz unter den Erforschern der bretonischen Megalithkultur verschafft. Eine kleinere einführende Darstellung in französischer Sprache ist unter dem Titel „Menhirs et Dolmens", Monuments mégalithiques de Bretagne, 1959 in Chateaulin erschienen[38]), sein großes, zuerst in englischer Sprache herausgegebenes Werk über die Bretagne[32]) soll in Kürze auch in deutscher Sprache herauskommen.

Es ist zu hoffen, daß auch von der Seite der wissenschaftlichen Erforschung der Steinmale der Bretagne durch die französische Fachforschung manches Problem noch geklärt werden kann und daß so bedauerliche Zerstörungen aus Unkenntnis, wie sie in den Jahren 1954/55 beinahe zur Vernichtung eines hochinteressanten Grabhügels mit 11 Ganggräbern bei Barnenez nördlich von Morlaix geführt hätten[33]), in Zukunft rechtzeitig verhindert werden können.

Die Menhire
(Vorkommen, Überlieferung, Alter, Bedeutung)

Geht man von dem Weiler *Le Ménec*, den man von der Ortsmitte von *Carnac* aus (Kirche) heute bequem erreicht, wenn man dem „Circuit des Alignements", am Ortsende Richtung Plouharnel beginnend, folgt, und der von dem sog. Cromlech der ersten Steinallee, dem Feld von *Le Ménec*, teilweise umschlossen ist (s. hierzu auch S. 63), nach Nordwesten in Richtung auf das Kloster *Kergouan* zu, dessen dunkelgraue Mauern weithin sichtbar sind, so steht man plötzlich vor einem gewaltigen Menhir von 5,35 m Höhe, dem „Riesen" von *Kerderf*. In einigem Abstand steht ein zweiter Menhir, der mit 3,45 m wesentlich kleiner ist. Mit diesem Riesen von *Kerderf* hat es eine besondere Bewandtnis. Wenn eine Frau in der Ehe kinderlos geblieben ist, so begibt sie sich bei Dunkelheit zu diesem Riesen, um den Leib an einer bestimmten Stelle zu reiben. Der Erfolg wird sich sicherlich bald einstellen. Einem ähnlich großen Menhir westlich von Ploemel bei St. Cado, der dort ebenfalls mit einem zweiten zusammen aufrecht stand, leider aber 1922 durch eine Baustelle zerstört wurde, werden die gleichen Eigenschaften zugeschrieben. Der Chevalier von Fremeinville berichtet in seinen Bretonischen Altertümern (1827–1837), daß sich die Neuvermählten zu dem 12 m hohen Menhir von *Kerloas* oder *Kerveatous* (westlich von St. Renan, Gem. Plouarzel) bei Anbruch der Dunkelheit begeben, um den Stein an bestimmten Stellen mit dem Leib zu berühren. Diese Zeremonie soll dem Mann die Gewißheit geben, daß er in der künftigen Familie reichen Kindersegen zu erwarten hat, der Frau, daß sie ihren Mann während des ganzen Lebens „am Zügel halten" kann.

Nehmen wir noch eine weitere Überlieferung hinzu, die zwar nicht aus der Bretagne kommt, aber aus dem östlichen Ausbreitungsgebiet der Menhire und Langgräber. Die sog. Steinerne Jungfrau in der Dölauer Heide bei Halle a. S., ein heute noch aufrecht stehender Menhir von 5,50 m Höhe aus Braunkohlenquarzit, wird auch jetzt noch als „Nagelstein" bezeichnet[34]). In früherer Zeit begaben sich die Neuvermählten zu diesem Stein, um gemeinsam in ihn einen Nagel zu treiben. Wenn es ihnen gelang, was besonders bei Gewitter möglich war, da der Stein dabei „weich" wurde, konnten sie mit Sicherheit auf Nachkommenschaft in der Ehe rechnen.

Diese Beispiele mögen genügen, um zunächst eine Bedeutung der Menhire, oder sagen wir vorsichtiger, mancher Menhire, zu erkennen. Sie waren in der Vorstellung der Alten offenbar mit

einer magischen Kraft beladen, der geheimnisvollen Kraft der Zeugung. Wenn in späterer Zeit und in fernen Ausstrahlungsgebieten der Megalithkultur den Menhiren eine deutliche Form des „Phallos" gegeben wird, so darf man daraus wohl kaum den Schluß ziehen, daß nun die Menhire alle „Phalloi" darstellen sollten und daß es nur am Unvermögen der Megalithbevölkerung gelegen habe, diese nicht weiter bearbeitet zu haben. Eine solche „naturalistische" Vorstellung war wohl im Bereich der Megalithbevölkerung gar nicht möglich, die Vorstellung war viel komplexer und Z. Le Rouzic hat wohl eine sehr gute Deutung dafür gegeben, wenn er meint, daß „der einzelstehende Menhir den schöpferischen göttlichen Geist symbolisiere, der die göttliche Flamme, das Leben befruchtete" [35]).

Ist diese Erklärung aber ausreichend für alle Menhire oder müssen wir noch andere hinzunehmen? Wir wollen wieder von einem Beispiel ausgehen. Wenden wir uns vom Weiler *Le Ménec* aus nach Norden, so treffen wir wiederum auf einen Menhir, diesmal etwas kleiner, 2,90 m hoch, bei dem übrigens auch ein zweiter, heute zerstörter Langstein war. Er heißt *Krifol* oder auch *Minour Krifol*. Von ihm erzählt die Sage: Der Menhir von *Krifol* ist ein junger Mann, der in Stein verwandelt wurde. Er war der einzige Sohn sehr reicher Eltern, aber er verpraßte sein Gut in Torheit. Eines Tages verwandelte ihn Gott, um ihn zu strafen, in Stein, aber seine Seele mußte von da ab um den Stein kreisen. Wie oft hat man in Menec sein Schreien und Jammern gehört und niemand wagte sich bei Nacht aus dem Haus aus Angst, ihm zu begegnen. Eines Tages wurde *Krifol* mit einer reichen Erbin verlobt, aber als sie ihn sah, wollte sie ihn nicht heiraten [36]).

Nach einer anderen Sage soll *Minour Krifol* ein Soldat gewesen sein, der zurückblieb, um in dem Dorf Kerlann süße Milch zu trinken, aber bevor er zu seinen Kameraden zurückkehren konnte, wurde er in Stein verwandelt. Wenn auch zumindest die letztere Version mit der Deutung der Steinalleen als „Soldaten" zusammenhängen mag, auf die wir später noch eingehen werden, so enthält doch die erste Fassung einen wichtigen Gedanken, dem wir auch sonst sehr häufig begegnen, nämlich daß der Menhir als Ort angesehen wird, um den die Seele eines Toten kreist, daß er gewissermaßen als „Seelenthron" angesehen werden kann, wie dies z. B. Schuchhardt deutlich gemacht hat [37]). Auch diese Deutung, und zwar wohl in der ganz allgemeinen Form, daß ein solches Steinmal Sitz der Lebenskraft, wenn man so will, der Seele eines Verstorbenen gewesen sein kann, muß man durchaus in Betracht ziehen. Wenn auch keineswegs bei jedem

Menhir etwa eine Bestattung zu vermuten ist, bei manchen ist doch ein Zusammenhang mit einem Grab nicht zu übersehen.
Wohl das eindrucksvollste Beispiel ist das Nebeneinander des größten Menhirs, den wir auf bretonischem Boden kennen, und eines Ganggrabes von ungewöhnlicher Schönheit bei *Locmariaquer*. Er ist heute mit Hilfe von Hinweisschildern leicht zu finden, wenn man auf der N 781 nach *Locmariaquer* fahrend, nach dem Friedhof nach rechts abbiegt, bis man zu einer kleinen Umfriedung kommt, die den riesigen Menhir *„Er Grah"* oder *„Er-Groach" (= Stein der Feen)* genannt und das Ganggrab „Table des Marchands" (Tisch der Kaufleute) einschließt. Der heutige Anblick ist etwas enttäuschend, denn der Menhir liegt in 4 Teile zerbrochen am Boden. Die drei oberen Stücke mit der Spitze des Menhirs liegen noch dicht beieinander, während das vierte und größte Stück mit der ursprünglich in der Erde bzw. auf einem Steinbett ruhenden Basis eine abweichende Richtung zeigt. Das Ganze macht den Eindruck, als habe eine Riesenfaust den Menhir umgestürzt und gleichzeitig zerschmettert (Abb. 23). Natürlich hat man die Gesamtlänge des Steines genau vermessen und ist dabei auf genau 20,30 m gekommen, woraus man schließen

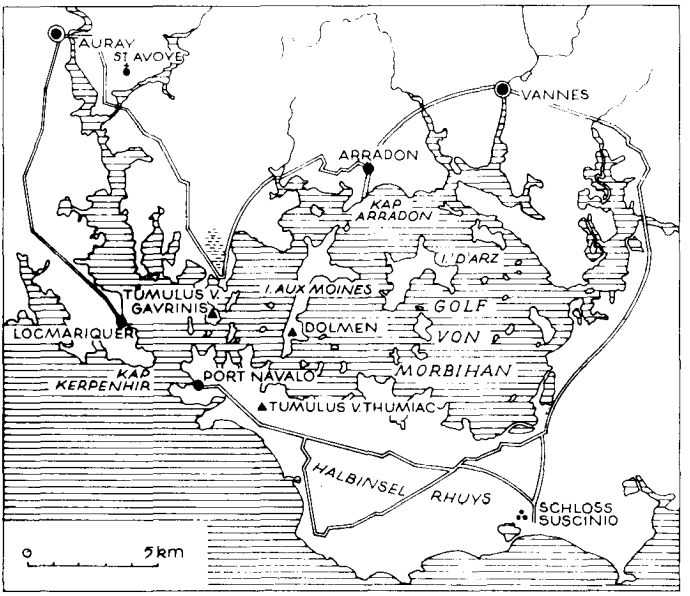

Abb. 22 Übersichtskarte Golf von Morbihan.

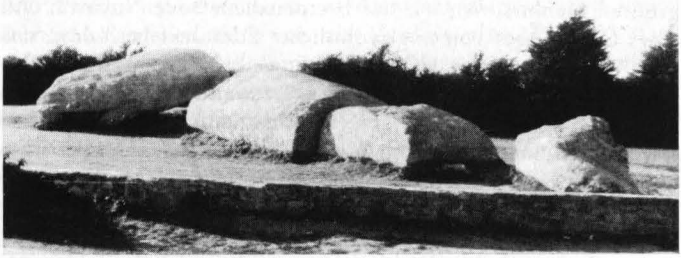

Abb. 23 Der zerbrochene Menhir „Er Grah" bei Locmariaquer.

kann, daß der Menhir aufrecht stehend und natürlich einen Teil im Boden verborgen, eine „echte" Höhe von mindestens rund 17 m gehabt haben müßte. Er dürfte damit der höchste Menhir gewesen sein, den wir bisher kennen, der nächstfolgende ist dann der schon erwähnte von *Kerloas* mit rund 12 m. Auch das Gewicht des *Men-er-Grah* läßt sich annähernd berechnen. Unter der Annahme eines Kubikinhalts von rund 134,5 cbm kommt man auf ein Gesamtgewicht von 347 531 kg! Zum Vergleich sei erwähnt, daß die allen Besuchern von *Paris* bekannte „Nadel der Kleopatra" auf der Place de la Concorde, ein ägyptischer Obelisk, nur wenig höher, nämlich 23,57 m, hoch ist, und der größte bekannte ägyptische Obelisk, der von Karnak, eine Höhe von etwas über 33 m erreicht.

Der Menhir *Er-Grah* besteht aus grobkörnigem Granit, der nicht in unmittelbarer Nähe ansteht, dagegen kommt ein solcher Granit in der bekannten „Côte Sauvage" vor. Es wäre eine dankbare Aufgabe für die Fachwissenschaft, einmal die Herkunft des Gesteins genau zu klären, was m. W. bisher nicht geschehen ist. Legen wir einmal die Hypothese zugrunde, daß der Steinblock tatsächlich von der Côte Sauvage an der Westküste der Halbinsel Quiberon stamme, so müßte er dort zunächst einmal unter den riesigen Blöcken in dem schwer zugänglichen Küstensaum ausgewählt und wahrscheinlich auch noch zumindest auf einer Schmalseite von dem anstehenden Gestein losgelöst worden sein. Solche „potentiellen" Menhire kann man noch heute genügend in den von natürlichen Spalten zerfurchten Granithängen der Côte Sauvage sehen! Das konnte mit Hilfe von Feuer und rascher Abkühlung, möglicherweise auch dadurch geschehen, daß man ovale Löcher auspickte, in die man dann genau passende,

sehr trockene Holzkeile einschlug, die dann mit Hilfe von aufgegossenem Wasser aufquollen und eine starke gleichmäßige Sprengkraft ausübten. Steine mit solchen ovalen Löchern kann man auf den Alignements immer wieder finden, doch ist es mir bisher noch nicht gelungen, einen zu entdecken, der noch in ursprünglicher aufrechter Lage war. Bei den wiederaufgerichteten könnten diese Löcher auch in späterer Zeit angebracht worden sein, da man diese Methode der „Steinsprengung" (ohne Schießpulver) in der Bretagne noch bis in das 19. Jhdt. übte.

Nachdem der rund 350 Tonnen schwere Block also losgetrennt war, mußte er zum Strand und – in unserem angenommenen Fall – mit Hilfe eines Floßes von der Westküste der Halbinsel Quiberon zur Ostküste der Halbinsel von *Locmariaquer* transportiert werden. Dort waren wieder starke Kräfte notwendig, um den Transport von der Landestelle zu dem Ort der Aufstellung zu bringen. Die Aufrichtung selbst kann man sich wohl nur so vorstellen, daß man eine schiefe Ebene aus Erde und Steinbrocken herstellte, von deren höchstem Punkt aus man den Langstein in die darunter vorbereitete Grube mit der Basis hinabgleiten ließ, wo man dann im Zusammenhang mit dem endgültigen Aufrichten das Steinbett ringsum aufschichten konnte.

Ist unsere Vorstellung richtig – und gleichartige Probleme, die auch beim Aufstellen von Tragsteinen für die Megalithgräber und der Anbringung von Decksteinen entstehen, wurden von einem späteren schwedischen König, der ein begeisterter Liebhaberarchäologe war, einmal experimentell nachgemacht – so müssen wir noch zwei Fragen überlegen, einmal die nach den Kräften, die dazu notwendig waren, und die nach der „Sicherheit" des Verfahrens. Bei den „Kräften" wird man natürlich in erster Linie an die menschliche Muskelkraft denken und man hat sogar berechnet, daß für die Fortbewegung des Menhirs *Er-Grah* auf Rollen rund 3000 Menschen notwendig gewesen seien! Sollen wir uns deshalb vorstellen, daß, ähnlich wie man das heute gerne in Filmen über Altägypten zeigt, eine solche Menschenmasse – womöglich noch Sklaven! – unter der Peitsche eines Aufsehers diese Errichtung des Menhirs vollzogen habe? Das würde allem widersprechen, was wir bisher über die Träger der Megalithkultur wissen, die keinesfalls eine Zusammenballung von Menschenmassen in Städten kannten, wie sie für die altägyptische Kultur nachweisbar ist. Wenn wir von den Erfahrungen ausgehen, die etwa Z. Le Rouzic beim Wiederaufrichten der Menhire gewonnen hat, und der dem Verf. berichtete, daß wenige geschickte Männer mit richtig angesetzten Hebe-

bäumen auch sehr große Menhire bewältigen konnten, so wird man die Zahl der Hilfskräfte sehr viel geringer, vielleicht auf ein paar hundert, reduzieren. Nimmt man noch die Möglichkeit hinzu, daß auch Haustiere wie Rind und Pferd hinzugezogen werden konnten, so erscheint die Möglichkeit der Bewältigung des notwendigen Kräftebedarfs gegeben zu sein.
Eine Tatsache dürfen wir aber nicht aus dem Auge verlieren, nämlich die, daß es zumindest bei der Ausführung der Arbeiten eine zentrale „Befehlsgewalt" gegeben haben muß, der die paar hundert notwendigen Arbeitskräfte bedingungslos gehorchten. Wer wird nicht unwillkürlich an die Geschichte erinnert, die beim Aufrichten des Obelisken auf dem Petersplatz in *Rom* 1586 passiert sein soll, als es bei der Todesstrafe verboten wurde, auch nur ein Wort zu reden, damit die Anordnungen des leitenden Architekten Fontana gehört werden konnten, aber der in höchster Not ausgestoßene Ruf: „Wasser auf die Seile" dann doch straflos blieb und zu einem besonderen „Privileg" führte.
Die andere Frage nach der „Sicherheit" dieses Verfahrens der Aufrichtung der Menhire läßt sich leichter beantworten. Es darf als sicher gelten, daß nur durch große Erfahrung im Umgang mit so schwergewichtigen Steinen solche Höchstleistungen möglich wurden, daß aber auch die Gefahr des Mißlingens, d. h. des Umstürzens beim Aufrichten, nicht ausgeschlossen war. Könnte es also sein, daß der *Men Er-Grah* schon beim Aufstellen zersprungen ist? Theoretisch scheint es nicht ausgeschlossen, doch glaubt man gerade in diesem Fall Anhaltspunkte zu haben, daß er erst später, d. h. in geschichtlicher Zeit, umstürzte, da man unter der Erdoberfläche, auf die er stürzte, gallo-römische Spuren entdeckt hat. Dann könnte man Blitzschlag, langsames „natürliches" Herausrutschen aus seinem Bett oder absichtliche Zerstörung durch Menschenhand etwa in Auswirkung des Verbotes der Steinkulte als Ursache seiner Zerstörung annehmen.
Der kleine Umweg über die technische Seite der Errichtung der Menhire war vor allem deshalb notwendig, weil wir nun noch einmal zu unserer Hauptfrage, der nach der Bedeutung der Langsteine, zurückkehren wollen. Wäre der Menhir ausschließlich „Mal" für den Aufenthaltsort der Seele, der „Lebenskraft" oder wie immer wir den unvergänglichen „Geist" des Menschen nennen wollen, so hätte es wohl kaum eines so gewaltigen Aufwandes an Planung, Organisation und Kräften bedurft, um diese Absicht zu erfüllen. Wenn man aber einmal die Lage des *Men Er-Grah* betrachtet, so wird ein anderer Zusammenhang sehr deutlich. Die Halbinsel von *Locmariaquer* bildet ja die westliche Umrandung des Golfes von *Morbihan,* des „klei-

nen Meeres", wie die wörtliche Übersetzung für dieses keltische Wort heißt. Zwischen der Spitze von *Kerpenhir* bei *Locmariaquer* und *Port Navalo* ist der einzige Zugang vom offenen Meer zum Golf und zu dem sog. Fluß von *Auray*. Da durch diesen schmalen Zugang die gesamten Wassermassen ein- und ausfließen, die bei Flut und Ebbe den Wasserspiegel innerhalb des Golfes um ein Beträchtliches heben und senken, hier also jeweils eine starke Strömung entsteht, war es für die Segelschiffe der Megalithbevölkerung gar nicht so leicht, die Einfahrt in den Golf richtig anzusetzen. Da aber andererseits gerade dieser Golf eine wichtige Rolle im Seehandel dieser Zeit spielte, war die Errichtung eines Males für die Seefahrer an dieser Stelle geradezu geboten! Man hat deshalb schon seit längerer Zeit vermutet, daß gerade dieser gewaltige Menhir eine solche Funktion ausgeübt hat und daß man zumindest mit aus diesem Grund auch so gewaltige Anstrengungen gemacht hat, hier ein solches Steinmal von ungewöhnlicher Größe zu errichten. Sowohl vom weiten Ozean her als auch vom Golf aus konnte dieses Wahrzeichen weither gesehen werden. Dem aufmerksamen Beobachter wird aber nicht entgehen, daß im Anschluß an diesen gewaltigen Menhir ein Langgrab von 168 m Länge und 30 m Breite erhalten ist. Sollte dieser Riesenlangstein also zugleich ein „*menhir indicateur*" gewesen sein?

Könnte in diesem Falle aber auch zuerst der Menhir und dann das Grab errichtet worden sein, so gibt es doch noch andere Beispiele, in denen der Menhir die Rolle des weithin sichtbaren Males nur für das Grab selbst spielt. Dies gilt insbesondere für einige sog. Langhügel in der Umgebung von *Carnac*. Einen dieser „*Tertre tumulaire*", den von *Manio-Kermario II*, genannt *Er-Mannières*, hat Z. Le Rouzic 1922 ausgegraben. Ohne auf den Grabbau selber schon hier einzugehen (s. u. S. 78), sei jetzt nur darauf hingewiesen, daß an seinem östlichen Ende ein 3 m hoher Menhir steht, der ganz offensichtlich nicht zu dem sog. Alignement von *Kermario* gehört, von dem ebenfalls kleinere Menhire über das Grab hinweggehen, sondern der als weithin sichtbares Mal auf das Grab hinweist, das zwar ursprünglich ein etwas höherer langgestreckter Hügel als heute war, aber doch im Gelände nicht beherrschend hervortrat. Als Z. Le Rouzic die Basis dieses Menhirs freilegte, erlebte er eine große Überraschung: auf dem in der Erde steckenden unteren Teil des Menhirs waren 5 Schlangenlinien eingraviert. Bei einer einzigen war am oberen Ende eine Art runder Kopf angedeutet, während bei den vier anderen dieser Abschluß gerade in die stärker verwitterte Zone fällt (s. Abb. 24, 25 und Abb. 8). An der Basis des

Abb. 24 Menhir am Langgrab Manio Kermario II bei der Ausgrabung, mit Schlangenlinien.

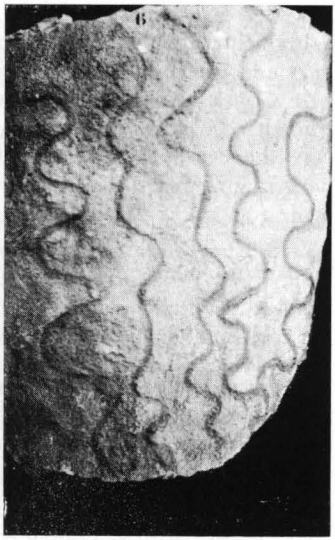

Abb. 25 Abguß der unteren Partie des Menhirs im Museum Carnac.

Menhirs fand der Ausgräber 5 kleinere Steinbeile (4 aus Diorit, 1 aus Fibrolit) senkrecht aufgestellt mit der Schneide nach oben. Le Rouzic hat deshalb diesen einzigartigen Menhir an Ort und Stelle, durch eine Betondecke gehalten, so aufstellen lassen, daß man seine Basis noch besichtigen kann. Man findet ihn verhältnismäßig leicht, wenn man auf dem „Circuit des Alignements" das Feld von *Kermario* bis an das östliche Ende (Richtung *Kerlescan)* verfolgt, wo unter den kleinen Menhiren des Alignement der große Menhir des Langgrabes deutlich hervorragt. Auf der Basis des Menhirs wird man – zugänglich durch eine kleine Treppe – (Taschenlampe mitnehmen!) nur noch *eine* der Schlangenlinien deutlicher erkennen, da nunmehr auch die Verwitterung dort stärker eingesetzt hat, doch seien Interessenten auf den Abguß des Menhirs im Museum in *Carnac* ausdrücklich hingewiesen, wo auch die 5 Steinbeile aufbewahrt werden.

Dieser Fundzusammenhang im Langgrab von *Manio II* scheint mir deshalb besonders bedeutungsvoll zu sein, weil man hier mit großer Sicherheit annehmen kann, daß die Grabanlage und der Menhir aufeinander bezogen sind und tatsächlich auch gleichzeitig sein müssen. Da es sich bei dieser Grabanlage um eine der ältesten Formen der Megalithkultur handelt, die noch in engerem Zusammenhang mit dem wahrscheinlichen Ur-

sprungsgebiet dieser später so weit verbreiteten Zivilisation im westlichen Mittelmeerraum stehen, kann man daraus auch schließen, daß die Aufstellung auch größerer Menhire schon verhältnismäßig früh Bestandteil der bretonischen Megalithkultur war.
Ein zweites, sehr ähnliches Langgrab befindet sich am westlichen Ende der Steinallee vom *Kerlescan* und – ebenfalls diesmal am westlichen Ende – des rund 98 m langen flachen Hügels – ein besonders schöner Menhir von 3,70 m Höhe. Auch hier konnte durch die Anlage des sog. Cromlech im Verhältnis zu der (älteren) Grabanlage ein wichtiges zeitliches Verhältnis geklärt werden (s. u. S. 8 und Plan S. 58).
Ob auch ein dritter, besonders großer Menhir, der von *Le Manio* mit 6,45 m Höhe, den man (nach ca. 300 m) erreicht, in dem man dem kleinen Feldweg folgt, der das westliche Ende des soeben beschriebenen Langgrabes abschneidet, zu einem solchen in der Nähe gelegenen Langgrab gehörte, ist nicht ganz sicher. Le Rouzic hat ihn dort aufgerichtet, wo er s. Zt. lag, doch befindet sich rund 50 m nördlich davon eine langgestreckte rechteckige Steineinfassung mit halbkreisförmigem Abschluß im Osten (Plan s. Abb. 26). Es wäre allerdings denkbar, daß der Menhir, nachdem er aus seinem Bett herausgekippt (oder herausgestürzt worden) war, am Abhang etwas weiter gerollt ist und daß er tatsächlich am Kopfende dieses Langgrabes, über dessen Inhalt übrigens gar nichts bekannt ist, stand, was auch Le Rouzic vermutete.
Es ließe sich noch eine große Zahl von einzelstehenden Menhiren in der näheren und weiteren Umgebung von *Carnac* aufzählen und beschreiben, etwa auch auf der Halbinsel Quiberon, auf den Inseln im Golf von Morbihan, auf der Belle Ile, aber es mag dem interessierten Besucher überlassen bleiben, diese mit Hilfe des beigegebenen Planes oder auch durch eigene Streifzüge zu entdecken. Gibt es doch nichts Schöneres, als bei den Wanderungen durch die bretonische Heide plötzlich einem solch großartigem Zeugen der Vergangenheit gegenüberzustehen!
Nur auf eine Frage müssen wir noch kurz eingehen, nämlich inwieweit uns die Funde, die man im Zusammenhang bzw. am Fuße der Menhire gemacht hat, etwas über ihre Zeitstellung oder auch ihre Bedeutung aussagen können.
Dazu darf man generell sagen, daß nur diejenigen Funde, die wir einwandfrei zwischen den Steinen des sog. „Bettes" eines Menhires machen, etwas über seine Zeitstellung aussagen können. Solche Funde gibt es in der Tat, doch sind sie deshalb selten, weil man bei den noch aufrecht stehenden Menhiren solche Untersuchungen nur unter großen Vorsichtsmaßnahmen machen könnte.

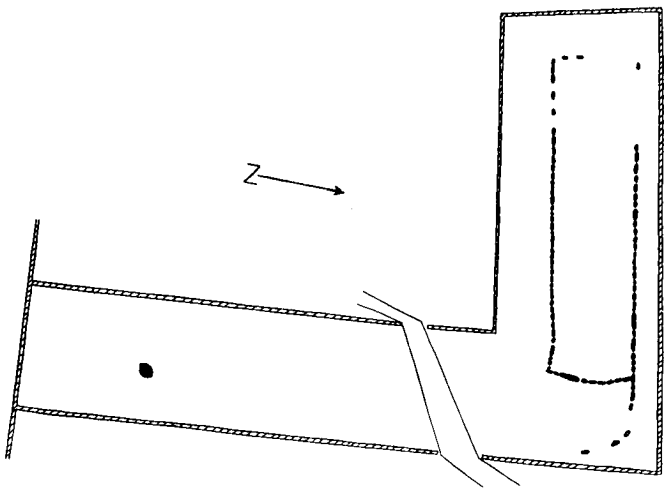

Abb. 26 Grundriß des Langgrabes Manio-Kermario I mit Menhir.

Aber es gibt solche Zufallsfunde! So hat vor über 100 Jahren ein Steinbrucharbeiter im Steinbett eines Menhirs bei St. Cado, Gem. Belz, zwei Goldarmbänder aus gehämmertem Gold (40 und 43 g schwer) gefunden, die mit der Sammlung du Chatellier ins Nationalmuseum nach St. Germain-en-Laye kamen. Sonst sind meist nur einige Scherben oder kleinere Gefäße, auch Feuersteine und Steinbeile am Fuße der Menhire gefunden worden, die ohne Schwierigkeit zur Megalithkultur gerechnet werden können. Es sind aber auch (so z. B. durch J. Miln) am Fuße des großen Menhirs von *Kerluir* (Gem. *Carnac)* römische Scherben und Ziegelbruchstücke ausgegraben worden. Sie beweisen, daß auch in späterer Zeit aus irgend welchen, möglicherweise religiösen Gründen, wenn man so will, „Opfergaben" an den Menhiren niedergelegt worden sein können. Und deshalb ist auch die Tatsache, daß außerhalb der Bretagne gelegentlich Brandgräber der Bronzezeit im Zusammenhang mit Menhiren gefunden wurden, streng genommen nicht als Beweis dafür anzusehen, die Menhire seien ausschließlich als „Grabstelen" zu betrachten!

Wir können abschließend nur noch einmal darauf hinweisen, daß die „Bedeutung" der Menhire, zunächst der alleinstehenden, außerordentlich komplex zu verstehen ist, und daß sie als weithin sichtbare Steinmale sowohl Symbol der Fruchtbarkeit, Sitz der „Lebenskraft" eines Menschen, Signal für die Schiffahrt und „Grabmal" für die älteren „Langgräber" darstellten.

Zeitlich gehören sie der sog. Megalithkultur an, die zum überwiegenden Teil noch „neolithisch" ist, in ihrem jüngsten Abschnitt (nach 2000 v. Chr.) auch noch der frühesten Metallzeit angehört, in der Gold und Kupfer vorwiegend durch Hämmern bearbeitet wurde (s. Zeittafel S. 141).

Die Lec'hs

Wie schon bei der Erklärung der bretonischen Fachausdrücke erwähnt, versteht man unter „Lec'h" einen Langstein, der eine durch Menschenhand geschaffene regelmäßige Form mit rundem, viereckigem oder achteckigem Querschnitt besitzt und der zeitlich nicht mehr der Megalithkultur angehört.
Bevor wir auf diesen Typ von Steinmalen noch kurz eingehen, müssen wir auf eine Gruppe von Menhiren hinweisen, die zwar nicht zu den Lec'hs im engeren Sinn gehören, die aber offensichtlich doch zu der Gruppe der „bearbeiteten" Menhire gehören. Es ist das Verdienst von *P.-R. Giot*, auf diese Gruppe aufmerksam gemacht zu haben, die besonders im Norden der Bretagne, in den Dép. *Finistère* und *Ille-et-Vilaine* vertreten sind. Zu ihnen gehören u. a. der größte noch aufrecht stehende Menhir der Bretagne von *Kerloas* Gem. *Plouarzel* (12 m hoch) und die beiden Menhire von *Kergadiou* Gem. *Plourin-Ploudalmezeau*, einer aufrecht stehend, einer umgestürzt (10,5 bzw. 9,5 m hoch). Während diese bearbeiteten Menhire alle im sog. „Léon", dem nordwestlichen Teil der Bretagne vereinigt sind, gehören außerdem der bekannte große Menhir von *Champdolent* im Dép. *Ille-et-Vilaine* mit 9,5 m Höhe ebenfalls zu dieser Gruppe. Auch bei dem größten Menhir, dem umgestürzten *Er Grah* bei *Locmariaquer* hat man den Eindruck, daß zumindest einige seiner Flächen künstlich geglättet worden sind. Allem Anschein nach gehören diese großen „geglätteten" Menhire zeitlich an das Ende der bretonischen Megalithkultur, in die sog. Fürstenhügelzeit, und sie schließen die Tradition der eigentlichen megalithischen Menhire ab[38]).
Die „echten" Lec'hs sind dagegen viel kleiner und treten zeitlich sehr viel später und in einem ganz anderen Fundzusammenhang auf. Man unterscheidet zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Formen: eine langgestreckte „Kerzenform" (stèle oder Stele) und eine halbrunde Kalottenform, die im Umriß Ähnlichkeit mit einem deutschen (alten) Stahlhelm hat (frz. betyle). Während diese letzten schon häufig im Zusammenhang mit den sog. „Hallstatt-Grabhügeln" im Südosten der Bretagne

gefunden und deshalb auch den „Venetern" zugeschrieben wurden, kommen die „Stelen" öfters im Norden der Bretagne in einem etwas jüngeren Fundzusammenhang (La Tène I-II) vor und man kann sie dort mit den „Osismiern", dem in diesem Raum von Caesar erwähnten Keltenstamm zusammenbringen. Das Museum in *Carnac* besitzt einige runde Lec'hs (vor dem Museum), ein sehr schöner stelenförmiger (neuzeitlicher) Lec'h ist auf dem Grab von Z. Le Rouzic auf dem Friedhof von *Carnac* aufgestellt, das auch sonst in „vorgeschichtlicher" Form gestaltet ist (Abb. 21), ein runder Lec'h (stelenförmig) ist nahe bei der Kirche von *Plouharnel*, ein anderer bei *Locoal-Mendon* erhalten. Es soll noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß diese „Langsteine", die Lec'hs, nicht die Tradition der megalithischen Menhire fortsetzen, sondern daß sie – letztlich wohl aus dem Mittelmeerraum, da dort ähnliche Formen bis nach Nordafrika ausstrahlen – mit einer neuen Einwanderung, die von Osten über Land kam, wieder eingeführt wurden.

Stein(Halb)Kreise und Steinalleen

Die drei „Großen": die Felder von Le Ménec, Kermario und Kerlescan

Die Bretagne ist – zumindest in Europa – das klassische Land der „Großanlagen" aus Menhiren, den Steinkreisen (Cromlec'hs) und Steinalleen (alignements). Im Dép. *Morbihan* gibt es 14 sog. Steingehege *(enceintes)* und 12 Steinalleen, im Dép. *Finistère* sogar 17 Steingehege und 12 Steinalleen. Allerdings sind die schönsten – wenn auch z. T. rekonstruiert (s. o. S. 35) – Anlagen in der näheren Umgebung von *Carnac* und es gibt deshalb keinen günstigeren Ort, um diese Anlagen in ihrer ganzen Großartigkeit kennen zu lernen.

Es ist eigentlich schade, daß in den letzten Jahren der (alte) Wasserturm von *Carnac* abgebrochen und an anderer Stelle aufgebaut worden ist, denn von seiner Höhe herab konnte man wenigstens einen Teil der drei großen „Felder" überblicken, das große Feld von *Le Ménec* mit zwei Cromlec'hs und 11 Steinreihen, das große Feld von *Kermario*, ohne (erhaltenen) Cromlec'h, aber mit zwei Megalithgräbern, und das große Feld von *Kerlescan* mit einem Cromlec'h und 13 Steinreihen, an das sich noch ein riesiger Cromlec'h im Norden anschließt, sowie ein kleineres Feld von 8 Steinreihen gen. *Petit Menec*, die allerdings öfters unterbrochen sind, sich aber doch fast bis zum Fluß *Crach* verfolgen lassen.

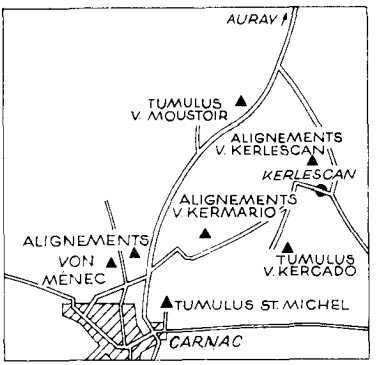

Abb. 27 Übersichtskarte Carnac und Umgebung.

Einen Gesamteindruck dieser Anlage, die sich über fast 4 km erstreckt, würde man nur vom Flugzeug aus bekommen, doch verbergen sich hierbei auch manche Teile der einzelnen Anlagen, da die Steine von oben in der „Aufsicht" nur sehr klein sind und im Wald, aber auch im Ginstergebüsch und in den Kieferbüschen leicht übersehen werden können. So ist immer noch die beste Möglichkeit, sie kennen zu lernen, die Anlage zu Fuß zu besuchen – natürlich nach Möglichkeit mit Unterstützung eines Wagens, schon wegen der An- und Abfahrt zum sog. „Circuit des Alignements", der heute sehr bequem wenigstens die drei Hauptfelder *Le Ménec, Kermario* und *Kerlescan* erschließt. Allerdings wird man zu einer etwas eingehenderen Besichtigung mehrere Stunden benötigen und es empfiehlt sich, dafür – besonders im Sommer – entweder die frühen Morgenstunden oder den späteren Nachmittag zu verwenden, schon weil die Menhire bei der seitlichen Beleuchtung (durch die längeren Schatten) eindrucksvoller wirken (und sich besser fotografieren!).
Für den *erstmaligen* Besuch wird – entgegen der üblichen Reihenfolge der meisten „Führungen" – empfohlen, nicht mit dem Feld *„Le Ménec"* im Westen nahe bei *Carnac,* sondern mit dem Feld von *Kerlescan* im Osten zu beginnen, weil diese Anlage besser zu überschauen und daher instruktiver ist. So soll die Beschreibung auch hier beginnen, d. h. bei dem kleinen Ort *Kerlescan,* der entweder von der Str. Nr. 168 *Auray–Carnac* auf der Abzweigung D 186 oder von der Str. 781 *Locmariaquer–Kerisper* (in Richtung *La Trinité* kurz nach der Brücke von *Kerisper* ebenfalls auf die D 186 abzweigen) zu erreichen ist. Der „Circuit des Alignements" beginnt am Südrand von *Kerlescan* und man folgt ihm ca. 200 m nach Westen (Richtung *Carnac).* Dort erblickt man rechts neben der Straße schon deutlich

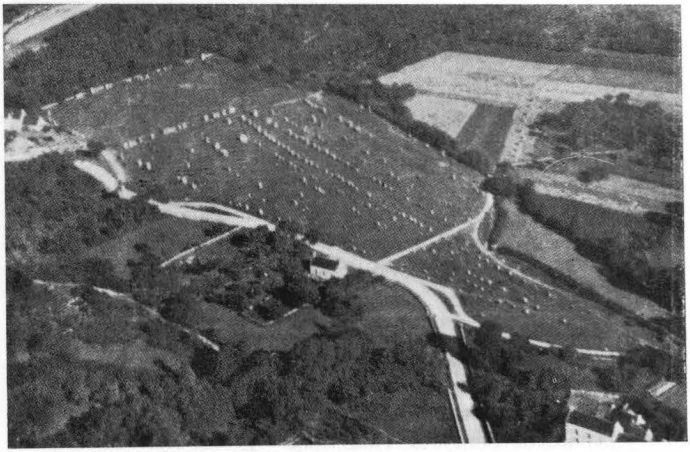

Abb. 28 Luftaufnahme der Steinallee mit Langgrab von Kerlescan (Ende 1940).

die ersten parallelen Steinreihen und man wird mit Hilfe des beigegebenen Planes und Luftbildes die Anlage verhältnismäßig gut überschauen können (Plan S. 57 und 58).

Zuerst wollen wir die Steinallee (alignement) kennen lernen. Sie besteht aus 540 Menhiren, z. T. recht krätigen Blöcken, die in insgesamt 13 Steinreihen fast genau in Ostwestrichtung (95° von Nord) angeordnet sind. Allerdings sind die 13 Reihen nur nahe bei der sog. Querreihe ganz erhalten, nach Osten zu werden es immer weniger, bis sie kurz vor dem Ort *Kerlescan* in einer einzigen Reihe auslaufen. Man sieht aber auf der Luftaufnahme deutlich, daß offensichtlich bei der Anlage von Feldern und Gärten die Menhire entfernt worden sind, da sie den Bauern im Wege waren. Östlich vom Ort setzen sich die Steinreihen übrigens in dem Feld von *Ménec Vihan (= Petit Ménec)* fort, das 7 Reihen mit insgesamt 101 Menhiren umfaßt. Dabei dreht jetzt die Gesamtrichtung in einer leichten Kurve auf NO (41°). Einzelne Menhire lassen sich bis zum Fluß *Crach* verfolgen. Allerdings ist es empfehlenswert, beim ersten Besuch zunächst auf das Feld *Petit Ménec* ganz zu verzichten und den Besuch auf das große Feld von *Kerlescan* zu beschränken.

Die 13reihige Steinallee (Länge 880 m, größte Breite 139 m) wird durch eine deutlich erkennbare „Querreihe" abgeschlossen, die noch aus 19 ziemlich gleich hohen Menhiren besteht, die fast genau in Nord-Süd-Richtung angeordnet sind. Im Gegensatz zu den Abständen der Menhire innerhalb der Längsreihen, die stets mehrere Meter betragen, stehen die Menhire der Querreihe sehr

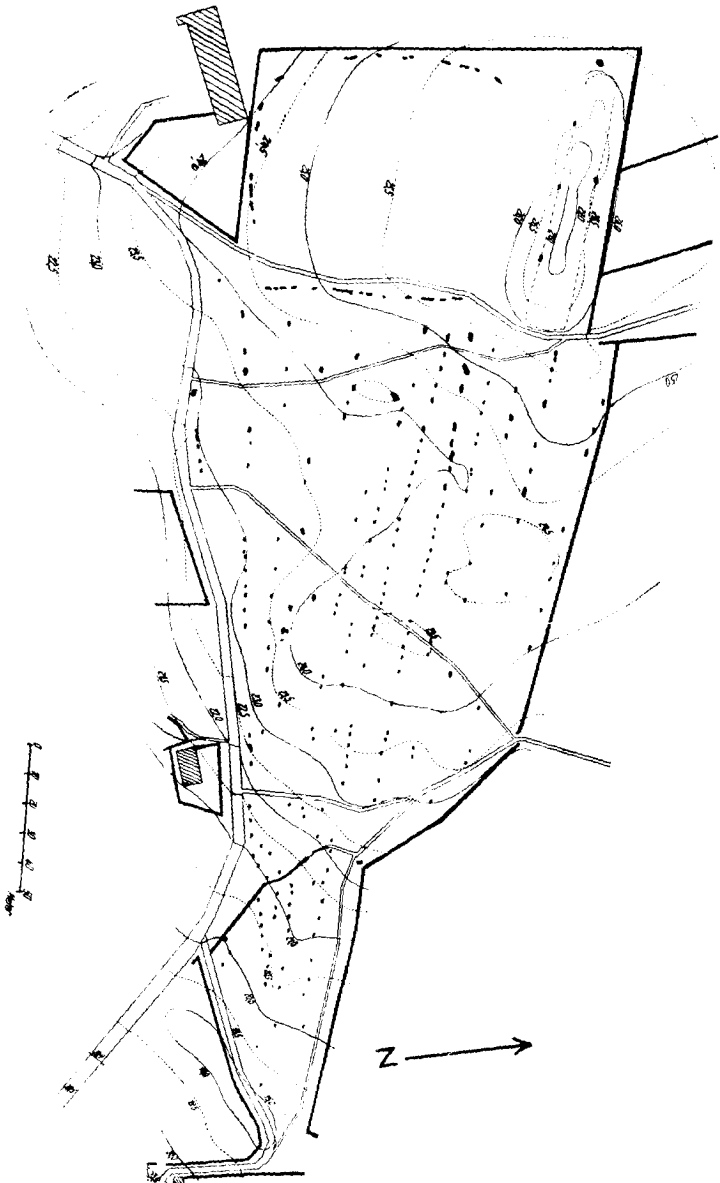

Abb. 29 Plan der Gesamtanlage von Kerlescan (nach Tachymeteraufnahme von Dr. Mordijan 1940).

eng beieinander, abgesehen von den Lücken, die durch das Fehlen mehrerer Menhire entstanden sind. Es soll schon jetzt eingefügt werden, daß auch da, wo heute solche Lücken sind, durch eine kleine Probegrabung, die der Verf. 1942 vornehmen konnte, wenigstens noch die „Steinbetten" der Menhire nachgewiesen werden konnten, so daß wir uns den Aufbau der Querreihe genau so vorzustellen haben wie den des sog. Cromlec'h, auf den wir jetzt gleich näher eingehen wollen.

Dieser Cromlec'h – in unserem Falle handelt es sich um eine halbkreisförmige Anlage – ist in *Kerlescan* deshalb besonders leicht zu erkennen, weil die noch erhaltenen Menhire sich vor der Waldkulisse verhältnismäßig deutlich abheben. Zwanzig Menhire stehen heute noch aufrecht und bilden eine Art Halbkreis, der allerdings im Norden aussetzt. Zwar sehen wir etwas abseits vom Verlauf des Halbkreises noch einen einzelnen schönen großen Menhir stehen, aber er gehört nicht zum Cromlec'h, sondern ist ein *„menhir indicateur"*, ein echter „Malstein" für ein flaches sog. Langgrab von 98 m Länge, das sich an diesen Menhir nach Osten anschließt. Leider ist dieses Grab, auf dessen Inhalt wir später noch eingehen werden (s. S. 79 ff.) heute ganz abgetragen, so daß man den flachen Hügel kaum erkennen kann.

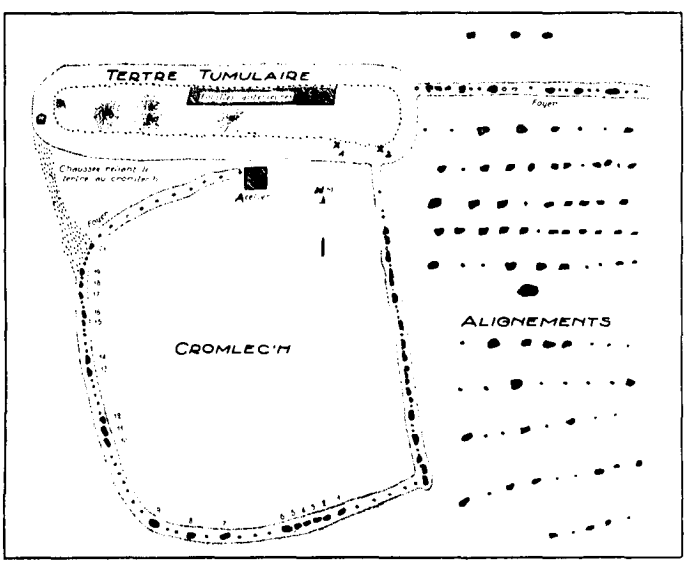

Abb. 30 Champ von Kerlescan. Langgrab, halbkreisförmiger Cromlec'h mit „Querlinie" und nach rechts Teile der sich rund 250 m weit hinziehenden Steinalleen (Alignements). (Plan n. Ausgrabung Walburg von M. Jacq in Gallia 1947).

Abb. 31 Nördlicher Teil des Cromlec'h von Kerlescan, Ausgrabungsbild von 1942. Im Vordergrund die Menhire 16-20 des Planes Abb. 30, im Hintergrund der „gepflasterte Weg" zum „menhir indicateur" des Langgrabes, dessen untere Hälfte am Bildrand noch erkennbar ist. Im Vordergrund rechts der natürliche Granitfels.

Die schon erwähnte kleine Probegrabung von 1942 hat aber erwiesen, daß der Halbkreis der Menhire sich nach Norden fortsetzte und zwar bis etwa zur Mitte des Langgrabes (s. Plan Abb. 30). Zwischen dem Menhir Nr. 20 und dem „menhir indicateur" des Langgrabes wurde ein sorgfältig gepflasterter Weg von ca. 5 m Breite gefunden. Am Ausgangspunkt dieses Weges vom Cromlec'h waren die Spuren (Holzkohlen, Scherben usw.) eines größeren Feuerherdes festzustellen. Die größte Überraschung dieser Ausgrabung waren zwei Tatsachen, die bisher noch niemals so deutlich beobachtet werden konnten. In der unversehrten Steinpackung des Menhirs Nr. 23 steckte ein Metallbeil (wahrscheinlich aus Kupfer oder Kupferlegierung), das eine sehr charakteristische Form besitzt, die eines Rechteckbeiles mit ganz wenig verbreiterter Schneide, wie es nur in der sog. Kupferzeit, dem Äneolithikum oder Chalkolithikum vorkommt[39]). Da eigentlich nur die Deutung möglich ist, daß dieses Beil, das damals einen erheblichen Wert darstellte, beim Bau des Cromlec'hs als Weihe mit eingefügt wurde, kann es zur direkten Datierung dienen. Natürlich könnte man theoretisch annehmen, daß es damals schon ein „Altertum" war, aber dann wäre es wahrscheinlich eher eingeschmolzen worden!

Die zweite Überraschung waren die Aufschlüsse, die wir über die Bauart des Cromlec'hs (einschl. der Querreihe) erhielten. Es zeigte sich, daß die Menhire des Cromlec'hs nicht nur dicht beieinander standen, sondern daß auch die Zwischenräume zwischen ihnen mit kleineren Steinbrocken dicht ausgefüllt waren! Sie lagen noch so dicht beieinander auf dem gelben Sand, der den vorher eingeebneten Granituntergrund überdeckte, daß man annehmen muß, daß die ganze Anlage langsam verfallen ist, daß aber, und das ging wiederum aus den Kleinfunden hervor, die großen Menhire seit dem Mittelalter zum Bau von Steinhäusern, Schlössern und Kirchen weggeholt worden sind.
Wir müssen uns also vorstellen, daß dieser Cromlec'h eine Art festgefügte Trockenmauer darstellte, mit der sein Innenraum gegen die Außenwelt ganz abgeschlossen war, während das *„alignement"* aus Steinreihen von Menhiren bestand, die in größeren Abständen einzeln gesetzt worden waren. Da sich also Cromlec'h und Steinallee durch ihre Bauweise deutlich vonein-

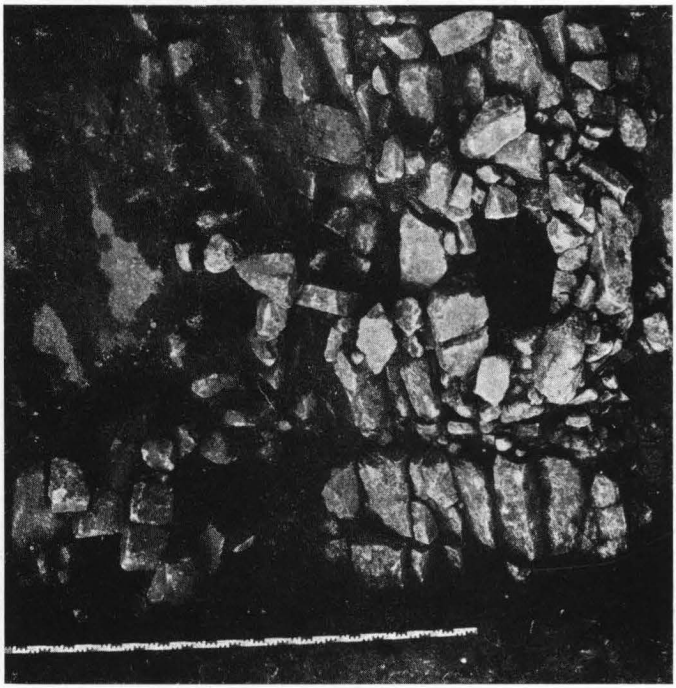

Abb. 32 Cromlec'h Kerlescan: Steinbett eines Menhir, ein zweiter Menhir hatte seinen Standplatz in der linken unteren Bildhälfte. Senkrechtaufnahme bei der Ausgrabung 1942.

ander unterscheiden, müssen wir die Frage stellen, ob sie denn überhaupt gleichzeitig oder wenigstens nach einem gemeinsamen Plan erbaut worden sind.
Überblicken wir zur Beantwortung dieser Frage noch einmal den Gesamtplan (Abb. 29), so fällt uns auf, daß die Steinallee mit ihrer äußersten südlichen Reihe, wenn sie ganz erhalten wäre, am Cromlec'h vorbeiführen würde. Auch auf der Nordseite würden 4 Steinreihen am Cromlec'h vorbeiführen, es sei denn, daß man das Langgrab mit in die Anlage einbezieht, dann würde auch hier nur eine Reihe sozusagen außerhalb des „Zielgebietes" vorbeiführen. In diesem Falle könnte man sogar von einer verhältnismäßig symmetrischen Anlage sprechen, die auf einen einheitlichen Plan zurückgehen könnte, dann wohl auch gleichzeitig angelegt sein müßte!
Wer über nicht allzu knappe Zeit verfügt, dem möchten wir raten, schon jetzt einen Blick auf eine ziemlich dicht dabei liegende Anlage zu werfen, sozusagen auf einen „Riesen-Cromlec'h"! Wenn wir dem Weg nach Norden folgen, der an der Querreihe entlang und dann am Ostende des Langgrabes vorbei in den Wald führt, treffen wir bald auf einige große Menhire (insgesamt 43), die z. T. in kleine Mäuerchen eingebaut, z. T. in kleinen Gruppen (z. B. am Rande einer kleinen Lichtung) beieinander stehen. Man hat den Durchmesser dieses Cromlec'h auf 284 Meter berechnet, und er ist damit der weitaus größte der Bretagne! Allerdings scheint, daß er niemals vollendet worden ist, sondern daß die Anlage erst einmal durch einige Menhire abgesteckt wurde. Andernfalls müßten doch wohl mehr Menhire erhalten sein. Von einem Alignement, das zu diesem Cromlec'h hinführen würde, ist ebenfalls keine Spur zu entdecken.
Wenden wir uns nunmehr dem zweiten großen Feld zu, das nach dem kleinen Ort *Kermario* benannt wird. Nach knapp 400 m auf dem „Circuit des Alignements" (Richtung *Carnac)* erkennt man nördlich (rechts) der Straße einen ca. 4 m hohen stattlichen Menhir und daneben einige Reihen aus sehr kleinen Menhiren. Was wir hier sehen, ist das östliche Ende einer verhältnismäßig gut erhaltenen Steinallee von insgesamt 1120 m Länge mit 1029 erhaltenen Menhiren in 10 parallelen Steinreihen. Betrachten wir dieses östliche Ende genauer, so bemerken wir, daß der große herausragende Menhir gar nicht zum „Alignement" gehört, sondern wieder ein „Malstein", ein „menhir indicateur" ist, der diesmal am östlichen Ende eines Langgrabes steht, dem Langgrab von *Manio-Kermario,* auf das wir schon früher (S. 49) hingewiesen haben und dessen Besuch wir noch einmal besonders empfehlen (Abb. 8).

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit wieder dem Verlauf der Steinreihen zu, so wird deutlich, daß zwar die vierte Reihe (von Norden gezählt) direkt auf diesen Menhir zuführt, sich aber dann nicht mehr fortsetzt, während die Reihen 1–7 über das Grab hinweggehen. Ein Teil dieser Langsteine ist umgestürzt, offenbar im Zusammenhang mit dem Auseinanderfließen des Langgrabhügels. Dies beweist, daß die Reihen zwar jünger als das Grab sein müssen, aber wohl nicht allzu lange nach Errichtung des Hügels aufgestellt worden sind. Über den östlichen Abschluß der Steinallee können wir allerdings nach dem heutigen Erhaltungszustand kein Bild mehr gewinnen, insbesondere ergeben sich (ohne Grabung!) keine Hinweise für das Vorhandensein eines Cromlec'h.

Nach Westen zu senkt sich das Gelände zum Tal eines kleinen Flüßchens – die an seinen Rändern aufgestellten kleinen Steine haben nichts mit unserer Anlage zu tun! – und jenseits an dem leicht ansteigenden Hang setzen sich die 10 Steinreihen deutlich fort, wobei sich allerdings die Gesamtrichtung etwas ändert. Sie beträgt jetzt 57° von Nord und in dieser Hauptrichtung verlaufen die Steinreihen von hier aus bis zum westlichen Ende. Das ansteigende Gelände kulminiert in einer kleinen Anhöhe, auf der ein runder Turm, offensichtlich der Sockel einer alten Windmühle, steht. Wer sich der Mühe unterzieht, diesen Turmstumpf zu besteigen, wird durch einen Überblick über einen großen Teil der Anlage von *Kermario* belohnt. Vor allem nach Westen bietet sich ein großartiger Anblick: während das „alignement" in dem sich senkenden Gelände zunächst aus sehr kleinen Menhiren besteht, werden diese in der Ferne immer größer, besonders von einem kleinen Gehöft *Petite Metairie* ab. Gerade bei diesem Gehöft stehen noch drei Menhire, zwei große und ein kleiner in der Mitte, deren Richtung eine Linie senkrecht zur Steinallee anzudeuten scheint. Nach einer anderen Theorie soll von einem am Anfang der Steinallee stehenden Menhir aus, der sich zwischen Reihe 5 und 6 (von Norden gezählt) neben dem 16. Stein der Reihe 5 befindet, eine genaue Ostwestlinie über den mittleren kleinen Stein der drei genannten Menhire hinweg, festgelegt worden sein. Die größten Menhire am Westende der Steinallee erreichen Höhen bis zu 6 m, ein umgestürzter mißt 6,40 m, würde also aufgestellt ungefähr die gleiche Höhe über dem Boden haben.

Auch am Westende ist keine Spur eines Cromlec'h (oberirdisch) zu erkennen, obwohl das Plateau, auf dem die ersten großen Menhire des Beginns der Steinallee stehen, dafür sehr geeignet erscheint. Ziemlich dicht bei diesem Anfang und wenig nördlich

davon befindet sich eine Ansammlung von großen Steinblöcken, eine Art „Menhir-Depot", die entweder beim Antransport zur Errichtung eines Cromlec'h oder beim Abtransport bei dessen Zerstörung liegen geblieben sein können.
Nur ein Megalithdenkmal ist hier noch erhalten: ein Ganggrab *(dolmen à galerie)* im Südwesten des Raumes vor Beginn der Steinallee. Der Zugang zu diesem Grab mit etwas verbreitertem Grabraum liegt im Süden. Nicht alle Decksteine sind erhalten, zwei liegen neben dem Grab. Ob es in irgend einem Zusammenhang mit der Gesamtanlage von *Kermario* steht, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.
Wiederum sind es nur rund 250 m, die uns von der nächsten großen Anlage, dem Feld von *Le Ménec* – auch *Grand Ménec* genannt – trennen, das sich in 11 Reihen auf eine Länge von 1167 m und eine durchschnittliche Breite von rund 100 m erstreckt und aus 1099 Menhiren besteht (Abb. 33 u. Umschlagbild). Am Ostende der Steinallee, auf die wir von unserem „Circuit des Alignement" bei dem kleinen Ausläufer von *Kermario* zuerst treffen, ist wiederum ein Cromlec'h erhalten, der durch eine Querreihe zur Steinallee hin abgegrenzt ist. Allerdings können wir den Ansatz zum Bogen des Cromlec'h nur bei den nördlichsten Steinreihen (bei der gegenüberliegenden Häusergruppe) sehen, dann setzen die Menhire aus. Es ist aber zu vermuten, daß der Cromlec'h ebenso dicht geschlossen war wie bei der Anlage von *Kerlescan*. Verfolgen wir die 11 Steinreihen nach Westen (Richtung *Carnac),* so sehen wir zunächst verhältnismäßig viele erhaltene Menhire, von denen allerdings eine ganze Anzahl wiederaufgerichtet ist, doch werden sie im weiteren Verlauf spärlicher und setzen innerhalb einer durch eine größere Trockenmauer eingefaßten Wiese ganz aus. Dann treten zuerst wieder einzelne Reihen, später alle 11 Reihen in Erscheinung (Hauptrichtung ONO, 70° von Nord). Je mehr wir uns dem kleinen Weiler *Le Ménec* und damit dem westlichen Ende der Steinallee nähern, umso höher werden auch dieses Mal die Menhire, von denen nicht wenige Höhen bis zu 4 m erreichen (s. Abb. 33). Einige wenige sind umgestürzt, einer von ihnen in der 7. Reihe (von N) wird deshalb (fälschlicherweise!) als *„table de sacrifice"* (= Opfertisch) bezeichnet. Nur dem aufmerksamen Beobachter wird auffallen, daß auch am westlichen Ende des Feldes von *Le Ménec* ein Cromlec'h mit Querreihe als Abschluß vorhanden ist. Die Menhire dieses Steinhalbkreises sind nämlich zum großen Teil zwischen den Häusern verborgen und außerdem liegt der Cromlec'h stark exzentrisch zur Steinallee. Erst die 9. Steinreihe (von N) führt etwa zur Mitte der Querlinie und

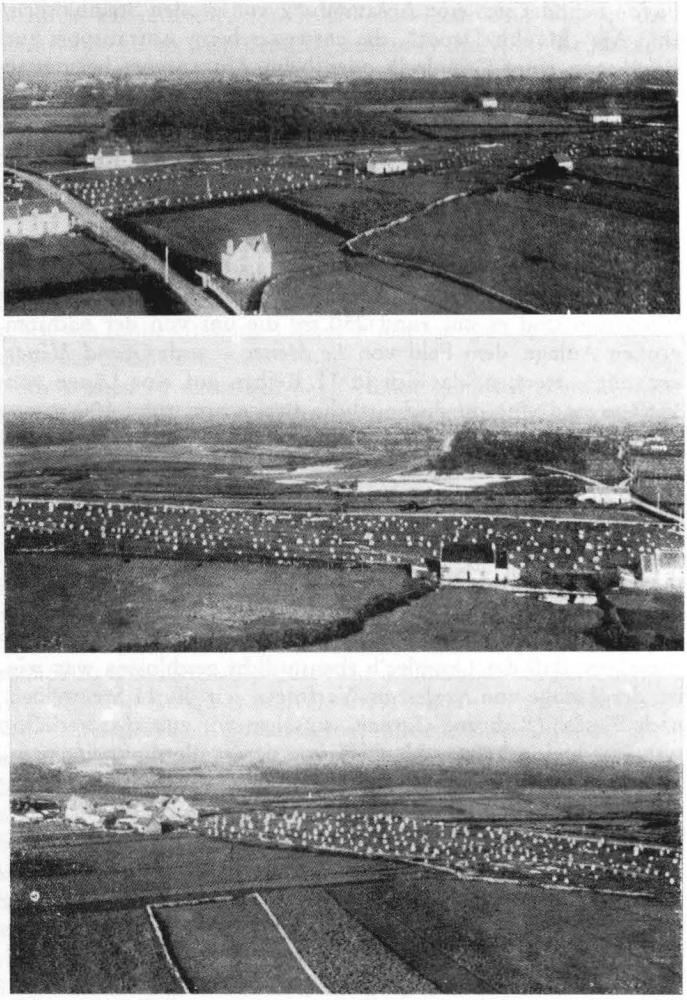

Abb. 33 Steinallee Le Ménec bei Carnac. Gesamtansicht vom ehemaligen Wasserturm: 1 westlicher, 2 mittlerer, 3 östlicher Teil.

diese selbst ist nur zwischen der 10. und 11. Steinreihe dicht vor einem großen Steingebäude des Hofes erhalten. Wenn wir uns die Mühe machen, die Menhire des Halbkreises zu verfolgen – wir finden sie leicht, wenn wir den kleinen Weg von *Carnac* nach *Le Ménec* gehen – so werden wir uns davon überzeugen können, daß auch diese Cromlec'h-Menhire sehr dicht beieinan-

der stehen. Die nördliche Umrandung führt etwa auf die 7. Reihe der Steinallee zu. Der Cromlec'h liegt also, wie schon erwähnt, stark exzentrisch zur Allee, aber diesmal im Süden, während wir den Cromlec'h am östlichen Ende im Norden feststellen konnten. Wir müssen darin doch wohl eine Art Symmetrie erblicken, die freilich eine großartige Planung auf eine sehr weite Distanz voraussetzt!
Unser „Circuit des Alignements" endet hier dicht bei *Carnac-Ville,* wo wir leicht z. B. das Museum und den Tumulus St. Michel erreichen können.

Zur Ergänzung: Steinkreise und Steinalleen von Kerzerho, Sainte-Barbe, St. Pierre-Quiberon und Er Lannic

Die einzigartige Folge von Steinalleen und Steinkreisen, wie wir sie soeben kennen gelernt haben, wiederholt sich auch in der weiteren Umgebung von *Carnac* nicht mehr. Doch bietet der Besuch einiger kleinerer, noch erhaltener Anlagen manches Interessante und ergänzt das Bild, das wir gewinnen können, bevor wir einige Gedanken über ihre Bedeutung und Deutung äußern wollen.
Die unter dem Namen *„Kerzerho"* bekannte Anlage ist verhältnismäßig leicht zu finden, da die Straße *Plouharnel–Erdeven* (N. 781) ca. 4,5 km von *Plouharnel* entfernt, den westlichen Teil der Steinallee durchschneidet. Während westlich der Straße nur einige wenige Menhire erhalten sind, darunter einer mit sog. „Näpfchen", erkennt man nach Osten zu 10 Steinreihen, die nach Ostnordost ziehen, wobei auf einer Länge von ca. 2100 m insgesamt etwa 1100 Menhire erhalten sind (durchschnittliche Breite ca. 64 m). Besonders eindrucksvoll ist eine Reihe von 23 Menhiren, die sich in einer leicht gebogenen Kurve nach Norden (Richtung *Erdeven)* verfolgen lassen, wobei allerdings kein sehr klares Bild, etwa eines Cromlec'h entsteht, ja ein sehr großer Menhir sogar auf dem Kopf steht! Es kommt dies daher, daß die Aufstellung dieser Reihe in früheren Zeiten nicht sachgemäßt erfolgte (s. S. 35)! Die Steinallee selbst ist zunächst auf ein verhältnismäßig kurzes Stück gut erhalten, setzt dann völlig aus und läßt sich erst in einem etwas entfernten Waldstück in 2–3 Reihen aus meist umgestürzten Menhiren weiter verfolgen bis zu einem Ort *Mané Bras,* wo sich zwei sehr schöne Ganggräber finden. Hier biegt die Hauptrichtung nach Südost um, bis sich die Spuren der Steinreihen allmählich verlieren. Faßt man die Gesamtanlage als einheitlich auf, so besitzt diese mit 2105 m

die größte Länge. Südlich des östlichen Endes der Steinallee liegen die ebenfalls gut erhaltenen Ganggräber *Mané Groh* (s. Plan Abb. 11) und die merkwürdige Anlage eines sog. Quadrilatère, einer rechteckigen Anlage aus Menhiren, von denen noch 13 erhalten sind.

Zur Abrundung der in diesem Raum nachweisbaren Anlagen seien noch zwei weitere erwähnt, die allerdings nicht so eindrucksvoll sind. Die eine befindet sich nordwestlich der Bahnstation *Plouharnel* ganz in der Nähe einer alten Windmühle (Vieux Moulin). Dort stehen 6 Menhire in Nordsüdlinie, während andere südöstlich der Mühle umgestürzt liegen. Wesentlich größer ist die Anlage, die ebenfalls nordöstlich von *Plouharnel*, aber jenseits der oben genannten Straße N 781 bei dem Ort *Sainte-Barbe* zu sehen ist. Leider sind die meisten der 37 Menhire umgestürzt und teilweise vom Sand überdeckt, aber man kann trotzdem noch die Anlage eines Cromlec'h (im Westen) und einiger Reihen erkennen.

Noch eindrucksvoller präsentiert sich dagegen die guterhaltene Anlage in *St. Pierre-Quiberon*, deren Besuch man mit einem Ausflug zu der sehr interessanten Halbinsel *Quiberon* mit der großartigen *Côte Sauvage* verbinden kann. Man biegt von der Straße *Plouharnel–Quiberon* am südlichen Rand des alten Ortskernes (bei der Bar des Menhirs!) nach Osten (lks.) ab und trifft in der Nähe einer alten Windmühle auf 25 Menhire, die einen halbkreisförmigen Cromlec'h bilden. Etwa 100 m weiter in Richtung NW findet man dann eine Steinallee, die ebenfalls noch aus 25 Menhiren in 5 Reihen besteht, die in Richtung OSO angeordnet sind. Ein Menhir steht jetzt inmitten einer Minigolfanlage, nach der das „alignement" ebenfalls leicht zu finden ist. Man versäume aber nicht, vom Ende der Steinallee zum Strand hinabzusteigen, wo man besonders bei Ebbe noch deutlich eine Anzahl von Menhiren im Wasser erkennen kann, die offensichtlich einst die Steinallee fortsetzten!

Auffällig ist der weite Abstand von Cromlec'h und Steinallee, doch wird man wohl annehmen müssen, daß beide zusammengehören und wahrscheinlich auch ungefähr zur gleichen Zeit erbaut wurden.

Die letzte Anlage, die hier noch ausführlicher beschrieben werden soll, sind die beiden Cromlec'hs von *Er Lannic*, einer kleinen Insel bei *Gavrinis* im Golf von *Morbihan*. Zwar kann man diese Insel im allgemeinen nicht besuchen, da keine Landestelle vorhanden ist, doch sieht man die beiden Cromlec'hs sehr deutlich bei den üblichen Rundfahrten durch den Golf. Der eine auf der Insel stehende Cromlec'h mit ungefähr rundem Grundriß,

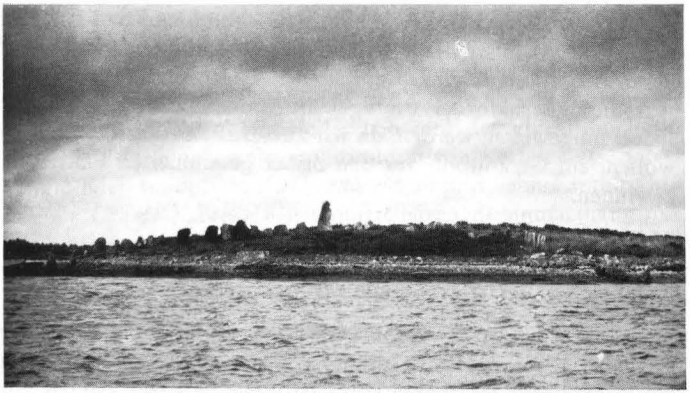

Abb. 34 Insel Er Lannic, mit zwei Cromlec'hs. Im Hintergrund der Hügel auf der Insel Gavr'Inis.

aber nur zur Hälfte erhalten (30 Menhire), wurde von Z. *Le Rouzic* untersucht. Er stellte dabei fest, daß außer dem üblichen Steinbett für jeden Menhir noch kleinere künstliche Gruben angelegt worden waren, in denen offenbar rituelle Feuer entzündet wurden. Außer Resten von Holzkohlen fand er Zähne von Rindern und verbrannte Tierknochen. Im Innern des Cromlec'h wurden zahlreiche Feuersteingeräte und Absplisse, Steinbeile und Glättesteine, Mühlsteine (zum Zerreiben von Getreidekörnern) gefunden, dazu eine große Zahl von Tonscherben von zylindrischen Gefäßen mit sehr charakteristischen eingestochenen Verzierungen. Diese Gefäße, die man Keramik vom Typ *Er Lannic* nennt, haben aller Wahrscheinlichkeit nach als Untersetzer gedient und konnten, da sie dreieckförmige Ausschnitte hatten, mit Holzkohle beheizt werden. Nach Auffassung von *Le Rouzic* war innerhalb dieses Cromlec'h eine Art Arbeitsstätte, ein „Atelier", an dem zugleich auch Opfer dargebracht wurden. Auch *Le Rouzic* konnte eine Art „Steinwall" dem Cromlec'h entlang feststellen und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch hier der Cromlec'h durch die kleinen „Futtersteine" ganz nach außen abgeschlossen war (s. Abb. 34).

Der zweite Cromlec'h ist besonders deswegen interessant, weil er nur zum kleinen Teil noch auf der Insel steht, während bei Flut $^3/_4$ des Cromlec'h von Wasser bedeckt sind. Man hat berechnet, daß der Wasserspiegel seit Errichtung des Cromlec'h um 7 m gestiegen sein muß! Zum Abschluß dieser Beschreibung sei noch erwähnt, daß auch im Norden der Bretagne, z. B. bei *Pleslin* (Côte du Nord), *Langon* (Ille-et-Vilaine) und *Penmarc'h* (Fini-

stère), Steinalleen vorhanden sind bzw. waren und daß einzelne Steinreihen bei *Lagatjar* Gem. *Camaret* und bei *Saint-Michel* bei *Brasparts* (beide Finistère) u. a. besichtigt werden können.
Auf die außerhalb der Bretagne liegenden Parallelen soll erst später hingewiesen werden, da wir zunächst den Versuch machen wollen, ein Gesamtbild aus den bisher gesammelten Fakten zu gewinnen.

Deutung und Bedeutung der Steinmal-Gehege und Steinalleen

Es ist zwar bis in die Gegenwart hinein üblich, nicht nur der Bretagne insgesamt das Prädikat „geheimnisvoll" zu erteilen, es gilt insbesonders als ausgemacht, daß Steinmale der Vorzeit mit einem dichten Schleier des Geheimnisses überdeckt sind, den niemand lüften könne, da auch, nach dem Wort eines deutschen Schriftstellers, „die Fachleute nichts Zuverlässiges wissen".
Nun soll freilich vorab festgestellt werden, daß wir keine – oder so gut wie keine – direkten Quellen besitzen, die uns eine zeitgenössische Beschreibung und Deutung dieser architektonischen Denkmale überliefern würden, und wir werden sie auch nach Lage der Dinge kaum je zu erwarten haben. Es ist aber doch schon in vielen anderen Fällen gelungen, die „Steine zum Reden zu bringen", ja sogar selbst da, wo wir zwar schriftliche Quellen haben, deren Deutung aber umstritten ist, sich eher auf „dingliche" Aussagen zu verlassen, und wir brauchen deshalb nicht zu resignieren. Nur muß man sich darüber klar sein, daß wir nach allem, was wir schon bei der Beschreibung erwähnt haben, einmalige und zudem komplexe Erscheinungen vor uns haben, die man nicht etwa ganz einfach mit den üblichen Bezeichnungen (etwa Heiligtum, Tempel oder dgl.) etikettieren oder doch damit allein ihren vollen Gehalt nicht ausschöpfen kann.
Wir wollen zunächst noch einmal die verschiedenen Wesensmerkmale zusammenstellen und dann versuchen, mit Hilfe der einheimischen Überlieferung – entsprechend der Anlagen dieser Schrift – eine Deutung zu gewinnen. Erst in einem späteren Abschnitt soll die Bedeutung dieser Steinmale im Rahmen der europäischen Vorgeschichte kurz skizziert werden (s. S. 124 ff.).

1. Die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung

Drei Fragen werden sich jedem, der diese gewaltigen, auch in ihrem heutigen ruinenhaften Zustand noch sehr eindrucksvollen architektonischen Anlagen mit Interesse betrachtet, aufdrängen,

nämlich wann sind sie geschaffen worden, wer hat sie erbaut und wozu haben sie gedient. Die Frage nach der zeitlichen Stellung der Steingehege und Steinalleen haben wir bei den Einzelbeschreibungen schon mit behandelt, wollen sie aber nun noch einmal zusammenfassend darstellen. Sowohl der glückliche Fund eines Beils der Kupferzeit im Cromlec'h von *Kerlescan* (s. S. 59) als die Kleinfunde von *Z. Le Rouzic* im und beim Cromlec'h I von *Er Lannic* haben einen unmittelbaren Zusammenhang mit der bretonischen Megalithkultur und ihrem Höhepunkt in der sog. Fürstenhügelzeit erkennen lassen. Die Tatsache, daß die Steinallee von *Kermario* über das sog. Langgrab von *Manio II* (s. S. 61) hinweggeht, also jünger sein muß, deutet auf die gleiche Zeitstellung. Sowohl die Steinallee von *St. Pierre-Quiberon* als der Cromlec'h II von *Er Lannic* müssen zu einem Zeitpunkt erbaut worden sein, bei dem der Wasserspiegel wesentlich niedriger lag als heute. Wenn also bei einzelnen Menhiren der Steinkreise und -alleen auch jüngere Funde (z. B. aus gallo-römischer Zeit) festgestellt wurden, so kann es sich hier nur um jüngere, nachträgliche „Opfergruben" handeln, wie ja auch in den Megalithgräbern manchmal Nachbestattungen aus sehr viel späterer Zeit gefunden wurden. Schließlich darf schon vorausgreifend darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch aus „soziologischen" Gründen – wenn wir uns nämlich überlegen, daß eigentlich nur im Höhepunkt der bretonischen Megalithkultur die „gesellschaftlichen" Voraussetzungen zu einer so gewaltigen, planvoll gelenkten Gemeinschaftsarbeit gegeben waren – nur diese „Fürstenhügelzeit" (um 2000 v. Chr. und jünger) in Frage kommen kann, da auch in späteren vorgeschichtlichen Epochen niemals mehr die gleichen Voraussetzungen existierten.
Damit ist zugleich auch die Frage nach den Erbauern dieser Anlagen mit beantwortet. Es sind die Träger dieser bretonischen Megalithkultur, die „präkeltischen" Armorikaner, eine Mischung aus Cromagnon-ähnlichen und Atlanto-mediterranen Typen (s. S. 27), die nach *P.-R. Giot* bis heute den Grundstock der bretonischen Bevölkerung ausmacht.

2. *Die architektonische Leistung*

Zur Beantwortung der dritten Frage, nach der Deutung der Anlagen, ist es ratsam, zunächst noch einmal die Merkmale der architektonischen Leistung kurz zusammenzufassen. Die erste Feststellung, die wir für alle Steinmal-Anlagen treffen müssen, ist die eines ungeheuren Arbeitsaufwandes, der zu ihrer Errichtung unerläßlich war. Auch wenn wir die übertriebenen Vorstel-

lungen von einigen Tausenden für die Aufrichtung eines einzigen Menhirs (s. S. 47) reduzieren mußten, so sind doch zumindest viele Hunderte von Erwachsenen mit zahlreichen Zugtieren als Minimum Voraussetzung für die Errichtung einer einzigen Steinallee, die doch ursprünglich aus mindestens 2000–3000 Einzelmenhiren bestand. Wenn auch das Material, der Granulit, überall in der Nähe der Großanlagen ansteht, so mußte doch ein Teil der Menhire auch aus größeren Entfernungen herbeigeschafft und für jeden ein eigenes „Steinbett" angelegt werden. Vor allem muß aber bedacht werden, daß wir für die Errichtung weder sehr lange Zeiträume – dieser Abschnitt der bretonischen Megalithkultur kann nur wenige Jahrhunderte umfaßt haben – noch vor allem irgend eine „städtische" Zivilisation annehmen dürfen. Die Träger der Megalithkultur waren Bauern und Seefahrer und nichts deutet auf eine Zusammenballung von frei verfügbaren Arbeitskräften oder gar Sklaven hin – wie etwa im Falle von Altägypten!

Nicht nur quantitativ ist die architektonische Arbeit imponierend, auch qualitativ stellt sie eine großartige Leistung dar. Schon die exakte Aufstellung der großen Menhire, etwa jeweils am Anfang und Ende der Steinreihen, die Zusammenfügung von Menhiren und sog. Füllsteinen zu einer geschlossenen Trockenmauer bei den Cromlec'hs verdienen unsere Bewunderung. Sehr hoch müssen wir auch die kühne Leistung der Vermessungstechniker dieser Zeit veranschlagen. Ohne „moderne" Hilfsmittel mußten sie die Richtungen der parallelen Steinreihen über weite Strecken, über Anhöhen und Senken hinweg, also ohne direkte Sicht ziemlich genau festlegen und beim Bau einhalten. Auch die Festlegung einer Kreislinie bei einem Durchmesser von über rund 280 m (Cromlec'h *Kerlescan II)* war sicherlich nicht einfach.

Gewiß wird man nicht erwarten können, daß diese Linien mit der Exaktheit moderner Koordinaten anvisiert wurden und daß die Menhire noch heute, nach Jahrtausenden, einer, wenn auch geringen, Solifluktion noch ganz streng ausgerichtet „im Glied" stehen. Aber man ist doch erstaunt, wenn man die Alignements im Luftbild sieht, wie exakt die Linien, von geringen Ausnahmen an Abhängen abgesehen, durch das Gelände ziehen. Es ist deshalb m. E. eine Übertreibung der Skepsis, wenn man darauf verzichten würde, die deutlich erkennbaren Hauptrichtungen der Steinalleen festzulegen und daraus Schlüsse zu ziehen. Es können daher die schon früher von *de Cleuziou, F. Gaillard, Devoir, Baschmakoff*[40]) u. a. vermuteten Zusammenhänge zwischen bestimmten astronomischen Richtungen und der Anlage der Stein-

alleen im großen und ganzen als nicht zufällig angesehen werden, zumal man in vor- und frühgeschichtlicher, ja bis weit ins Mittelalter reichender Zeit kaum irgend eine bedeutende architektonische Anlage einfach „planlos" ins Gelände setzte.
Legt man also solche „Mittelwerte" zugrunde, so ergibt sich für die Steinallee von *Kermario* eine Richtung zum Sonnenaufgang zur Sommersonnenwende, von *Kerlescan* zur Frühjahrs-Tagundnachtgleiche (Äquinoktialpunkte). *Le Ménec* besitzt in seiner Steinallee die Richtung von 66°, die einer Sonnenaufgangslinie dazwischen, nämlich am 6. Mai und 8. August entspricht, für das Winterhalbjahr haben diese Zwischenpunkte (8. November und 4. Februar) die Steinreihen von *Sainte-Barbe* und *Saint-Pierre-Quiberon*! Gerade für das bäuerliche Jahr sind diese „Zwischenpunkte" von besonderer Bedeutung: 8. November = Saat, 4. Februar = Aufgang der Saat, 6. Mai = Blüte und 8. August = Ernte. Sollte diese Annahme wirklich zutreffen, so würde dadurch der Eindruck, daß die bäuerliche einheimische Bevölkerung die Erbauer dieser Steinmale waren, nur noch verstärkt.
Leider können wir wegen des Erhaltungszustandes wohl kaum die Frage mit Sicherheit entscheiden, ob diese Anlagen bzw. welche von ihnen ganz fertig und welche noch im Aufbau waren. Am ehesten wird man vermuten, daß das große Feld von *Le Ménec* abgeschlossen war, zumal wir auch die beiden Cromlec'hs an beiden Enden in einer symmetrischen Anordnung – wenigstens zur Gesamtanlage – auffassen können. Dann wären alle Anlagen, die nur einen oder gar keinen Cromlec'h besitzen, unvollendet. Trotzdem könnte man die Existenz eines Cromlec'h für sich allein durchaus annehmen, zumal er sich ja im Aufbau grundsätzlich von den Steinreihen unterscheidet.
Die Überlegungen, die wir im Zusammenhang mit der architektonischen Gesamtleistung angestellt haben, lassen eigentlich nur einen Schluß zu, nämlich den, daß es sich mit Sicherheit um Anlagen handelt, die aus spirituellen, sagen wir ruhig religiösen Gründen erbaut worden sind. Irgendeinen unmittelbar „praktischen" Zweck können wir zunächst nicht erkennen – die Anlage eines profanen „Ateliers" hätte keineswegs einen solchen Aufwand gerechtfertigt wie bei den Cromlec'hs in *Er Lannic*.
Alles, was wir bisher über die Wohnbauten dieser Megalithkultur wissen, deutet auf ganz einfache Holzbauten mit geringen Steinsockeln, nur die Grabbauten (Megalithgräber, Grabhügel) sind im Bauaufwand und in der Technik vergleichbar. Die Cromlec'hs können wegen ihrer geschlossenen Umhegung eigentlich nur als den profanen Blicken entzogene „heilige Stätten" gedeutet werden, die Steinalleen nach ihrer (lockeren) Stellung

und ihrer Ortung als eine Art „heiliger Straßen" oder wenn man so will, Prozessionswege, die zu den Cromlec'hs führen und deshalb wohl zu feierlichen Umzügen benutzt worden sein müssen.

3. Die einheimische Überlieferung

An diesem Punkte der Deutung können uns die einheimischen Überlieferungen weiterhelfen. Erinnern wir uns noch einmal an die Sitte, zum Sonnenwendfeuer Steine aufzustellen, auf denen die Seelen der Verstorbenen Platz nehmen sollten (s. S. 16). Es ist dies eigentlich die einzige einheimische Überlieferung, die sich auf den Cromlec'h beziehen könnte, und sie stimmt in ihrem Grundgehalt mit dem überein, was wir auch über den einzelnen Menhir erfahren (s. S. 44). Dagegen könnte eine antike Überlieferung einen „Cromlec'h" näher beschreiben. *Diodor* von Sizilien, ein griechischer Geschichtsschreiber, der zur Zeit Caesars und Augustus' gelebt hat, berichtet unter Berufung auf einen älteren Geschichtsschreiber (Hekataeus), daß es im Ozean gegenüber der Küste der Kelten eine Insel gäbe, die so groß wie Sizilien sei, bewohnt von den Hyperboräern. Die Einwohner dieser Insel verehren Apollon mehr als irgend jemand anders. Ein geheiligtes „Gehege" sei ihm auf einer Insel geweiht, gleich einem prächtigen Rundtempel, geschmückt mit reichen Opfergaben. Wenn diese Schilderung auch meist auf den „Stonehenge" genannten Cromlec'h in Südengland (s. S. 123) bezogen wird, so könnte man in ihr auch eine Schilderung eines bretonischen Cromlec'hs vermuten.

Über die Steinalleen der Bretagne gibt es dagegen mehrere einheimische Überlieferungen und Sagen. Die bekannteste erzählen gerne die Kinder, die bei *Le Ménec* auf die Besucher der „Alignements" warten, in einem psalmodierenden Singsang. Sie lautet etwa so: Als der hl. Cornelius Papst in Rom war, wurde er durch ein Heer heidnischer Soldaten von dort vertrieben und verfolgt. Von zwei Ochsen begleitet, die sein Gepäck und zeitweilig auch ihn selbst trugen, floh er vor den Soldaten bis in die Bretagne. Als er eines Abends in dem Dorf *Le Moustoir* Halt machen wollte, war er Zeuge, wie eine Tochter ihre Mutter beschimpfte. Er zog weiter und kam wenig später auf einen hohen Berg, wo ein kleines Dorf lag. Er sah vor sich das Meer und hinter sich die zur Schlacht aufgestellten Soldaten. Er hielt an und verwandelte das ganze Heer in Steine, die heute noch die Soldaten des hl. Cornelius (breton. sourdadet san Cornély) heißen. Während der Nacht gehen in diesen Steinreihen „Wieder-

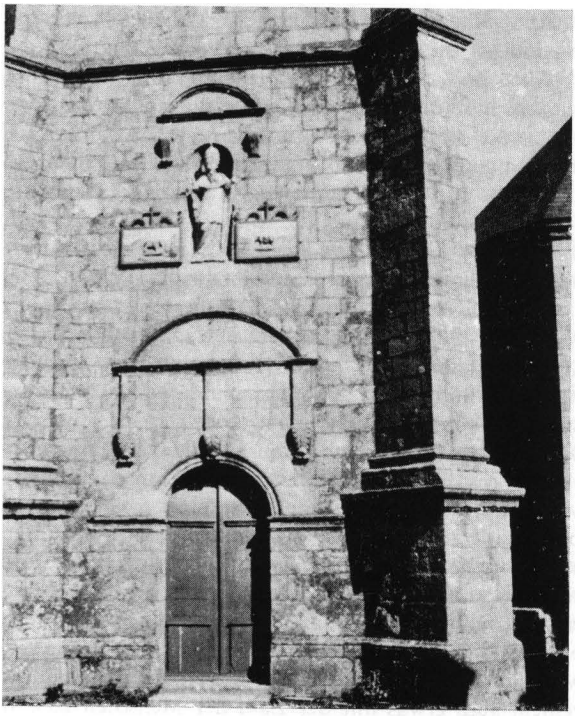

Abb. 35 St. Cornély mit Rindern und Menhiren am Seiteneingang der Kirche von Carnac.

gänger" um. Eine andere, in den „Annalen der Bretagne" im Jahre 1899 aufgezeichnete Fassung der Legende erzählt: Einstmals reiste der hl. Cornelius auf seinem Ochsenkarren durch die Welt und segnete überall die Erde. Indessen wollten heidnische Soldaten ihn töten und verfolgten ihn. Als der hl. Cornelius damals nach *Carnac* kam, sagte er: hier will ich haltmachen und bleiben. Darauf verbarg er sich in einer Ochsenhaut und verwandelte die ihn verfolgenden Soldaten in Stein[41]).
Eine andere Sage erzählt schließlich, daß die in Stein verwandelten Soldaten des hl. Cornelius in der Weihnacht (oder zum Jahresende) um Mitternacht lebendig werden und in die umliegenden Kneipen gehen, um zu trinken. Wer ihnen dabei begegnet, hat sein Leben verwirkt. Dieser hl. Cornelius *(St. Cornély)* wird in *Carnac* ganz besonders verehrt, wo ein großer Pardon zu seinen Ehren am 2. Sonntag im September stattfindet und sein Bild am Kirchturm der ihm geweihten Kirche zusammen

mit seinen Schützlingen, den Rindern, die zwischen Menhiren stehen, angebracht ist. Er ist nämlich der Schutzpatron des Hornviehs. Auch in *Erdeven, Languidic* und *Plouhinec* waren Kapellen zu seinen Ehren errichtet worden und ausgerechnet an diesen Orten finden sich auch zugleich Steinreihen! Man hat aus diesen Tatsachen geschlossen, daß St. Cornély wohl nur ein abgewandelter Name für einen alten armorikanischen „Heiligen" ist, dessen „Urbild" ein „Rindergott" war. Sehen wir also von dem christlichen Gewand der Legende ab, so können wir festhalten, daß die Steinreihen mit einer Gottheit in Verbindung gebracht werden, die die Horntiere, insbesondere Rinder, schützt. Sie hat die „Soldaten" in Steine verwandelt. Daß es ursprünglich keine „feindliche" Soldaten waren, geht aus der volkstümlich-einheimischen Bezeichnung: Soldaten *des* hl. Cornély hervor. Man könnte also etwa als Kern der Sage herausschälen, daß nach dem Volksglauben diese Steine zu Ehren einer göttlichen Macht errichtet wurden, die besonders mit der Rinderzucht und der Fruchtbarkeit der Felder zu tun hatte.
Warum aber gerade „Soldaten"? Natürlich legt die regelmäßige Anordnung der Steine den Gedanken an eine „militärische" Formation ohne weiteres nahe. Aber da doch jeder einzelne Menhir ein Mal darstellt, mit dem man das Gedenken, oder wenn man so will die „Seele" eines Menschen in Verbindung bringt, müssen wir doch wohl annehmen, daß die Größe der Anlagen, besonders der Steinreihen, auch etwas mit der Zahl der Menschen zu tun hat, die an dem Bau beteiligt waren. Sollte vielleicht die Größe und Stärke des Stammes hier in Stein verewigt werden oder die Zahl der Krieger, der Gefallenen oder Gestorbenen? Damit soll keineswegs gesagt werden, daß wir die Steinalleen etwa für Friedhöfe im gewöhnlichen Sinne halten möchten, sondern eher für Gedenkstätten etwa ähnlich den schon erwähnten „enclos paroissiaux" (s. S. 18), an denen an bestimmten „heiligen" Tagen Zusammenkünfte mit kultischen Feiern und Wettspielen stattfanden, die zugleich auch dem Gedenken an die Toten dienten.

4. Zusammenfassung

Wir wollen unseren Deutungsversuch damit abschließen, daß wir noch einmal die wesentlichen Merkmale kurz zusammenfassen. Die großen Steinmal-Anlagen, bestehend aus Steinalleen (alignements) und Stein(halb)kreisen (Cromlec'hs) sind während des Höhepunkts der armorikanischen Megalithkultur (um und nach 2000 v. Chr.) von der einheimischen bäuerlichen und seefahren-

den Bevölkerung Armorikas, den „vorkeltischen" Armorikanern, erbaut worden. Es waren in erster Linie spirituelle, religiöse Ideen, die in dieser gewaltigen, kühn geplanten und technisch erstaunlich großartig ausgeführten Architektur ihren Ausdruck finden. Sie sind vergleichbar den – wenn auch aus anderer, christlicher Glaubenshaltung entstandenen – typisch bretonischen „enclos paroissiaux" und dienten ähnlich großen Stammeszusammenkünften wie die ebenfalls bis heute gefeierten, nun aber christlichen „Pardons", nur daß anstelle der christlichen Heiligen damals etwa eine Schutzgottheit der Rinder und der Fruchtbarkeit der Felder verehrt wurde, die in St. Cornély fortlebt. Die bei den „Pardons" allmählich immer mehr verschwundenen Wettkämpfe, vielleicht auch andere kultische Spiele, mögen damals einen breiten Raum eingenommen haben. Die Steinalleen dienten dabei als eine Art „heilige Wege" oder Prozessionsstraßen, ihre Größe, d. h. die Zahl der ausgerichteten Menhire mag zugleich auch ein Mal für die Größe und Macht ihrer Erbauer gewesen sein. Die Cromlec'hs waren die umhegten, nach außen abgeschlossenen Heiligtümer, in denen wir uns die Darbringung von Opfern möglicherweise durch Priester vorstellen können, an deren Innen- und Außenseiten wohl auch – und sogar noch in späterer Zeit – Weihegaben dargebracht und Feuer entzündet wurden.

IV. DIE GRABANLAGEN

Mit Ausnahme der Zeit der Romantik, in der die Reste der Megalithgräber als „Opferaltäre" der keltischen Priester, der *Druiden,* bezeichnet wurden, sind die Steingräber wohl immer als das betrachtet worden, was sie wohl schon in den Vorstellungen ihrer Erbauer waren, nämlich die Wohnstätten der Toten. In ihnen wohnen, so erzählt die Sage in den bretonischen Dörfern, auch in *Carnac,* die Zwerge, *Kerions* oder *Kerioneds* genannt, auch unter dem Namen *Korrigans* in der weiteren Umgebung bekannt, und manchmal, in besonderen Nächten, sieht man sie auch um das Grab „tanzen". Diese Zwerge üben besondere Berufe aus: sie sind Schmiede, Leineweber und Schneider und hüten große Schätze [42]).

An manche Gräber knüpfen sich besondere Bräuche, manche strahlen, ähnlich wie einzelne Menhire (s. o. S. 43) „Fruchtbarkeit" aus, wenn man sie mit dem Körper berührt. Mit den im ganzen Megalithbereich bekannten „Näpfchen", kleinen schalen-

förmigen Vertiefungen, die künstliche Eintiefung in die Oberfläche der Granitsteine darstellen, die nach einer von Schwantes[43]) ausgezeichnet entwickelten Beweisführung mit dem gleichen Gerät – einem Bohrer aus Holz mit hartem Schleifmaterial – hergestellt wurden, mit denen man auch Steinäxte durchbohrte, wird in der Bretagne ein eigenartiger Brauch verknüpft. Wenigstens kann man das aus einem Tatbestand schließen, den Z. *Le Rouzic* festgehalten hat. Bei einem Ganggrab bei dem Ort *Roh en Aud* Gem. *Saint-Pierre-Quiberon,* das *Er Roh* genannt wird, war ein Deckstein herabgerutscht. Auf ihn stellte Z. *Le Rouzic* 4 „Näpfchen" fest, die nach der Sage die Hufspuren des *„hl. Roch"* sein sollten. Sie stellten zugleich auch die 4 Himmelsrichtungen dar und durch Schlagen mit einem Hammer, allerdings nur bei Nacht und möglichst im Geheimen, konnten die Fischerfrauen günstige Winde für die Schiffe ihrer Männer herbeizaubern. Als man dann später diesen Deckstein (im Zuge der Restauration dieses Grabes) wieder auf die Tragsteine legte und dabei umdrehte, fand Z. *Le Rouzic* zu seinem Erstaunen auch auf der anderen Seite 4 „Näpfchen", die dort schon lange eingegraben waren. *Le Rouzic* möchte dies so deuten, daß der Brauch älter als das Herabgleiten des Decksteines ist und daß die „Windmacher" gezwungen waren, nachdem der Stein gestürzt war, 4 neue „Näpfchen" mit dem Hammer einzuschlagen! Er schließt weiter daraus, daß demnach noch in historischer Zeit Näpfchen hergestellt wurden und daß man deshalb überhaupt keine Sicherheit dafür besitze, daß die Näpfchen etwas mit der Megalithkultur zu tun hätten. Nun ist allerdings schon seit langem bekannt, daß man „Näpfchen" auch an mittelalterlichen Kirchenmauern finden kann, aber sie sind auch in unberührten Megalithgräbern gefunden worden, so daß zumindest ein Teil der Näpfchen auf die Zeit der Erbauung der Megalithgräber zurückgehen muß.

Auch über Entstehung und Bau der Gräber erhalten wir durch die überlieferten Sagen einige Hinweise. Der gewaltige Hügel (tumulus) St. Michel bei *Carnac* ist der Sage[44]) nach so entstanden, daß in früheren Zeiten, als die Männer und Frauen zum „Pardon" des *hl. Cornély* ihren Weg durch die Steinallee (die in Stein verwandelten Soldatenreihen) nahmen, sie dabei, und zwar die Frauen in ihren Schürzen Erde und die Männer in ihren Armen Steine, mitnahmen und diese alle auf einen Haufen warfen. Dadurch wurde der Hügel St. Michel zu einem gewaltigen Berg. Nach einer anderen Version sollen die Priester in früheren Zeiten als „Strafe" den Beichtenden aufgegeben haben, einen Sack Steine herbeizuschaffen, um zu Ehren des hl. Michael einen

großen Hügel aufzubauen. In einem Hügel bei *Carnac* soll nach einer Sage *Caesar* begraben sein, der dort starb, mit goldenen Schuhen und seinem Schatz in einem goldenen Sarg. Damit man den Toten nicht berauben konnte, haben seine Soldaten diesen mit Steinen und Erde hoch bedeckt. Von einem großen Schatz in diesem Hügel wissen andere Sagen zu berichten. Ein junger Schäfer soll alle Morgen Silberstücke am Ostfuß des *St. Michel* gefunden haben, aber als er sich damit brüstete, hörte der Segen auf ... Ein anderer Hügel auf der Halbinsel *Rhuys* (südl. Umrandung des Golfes von *Morbihan)* bei *Tumiac* heißt noch heute der Hügel des Caesar (butte de César), wobei wohl erst im 19. Jahrhundert die „gelehrte" Deutung aufkam, daß Caesar von dort aus die Seeschlacht gegen die „Veneter" verfolgt habe (s. S. 20).

Daß auch in der Bretagne die neolithischen Steinbeile als „Donnersteine" (breton.: men gurun) benutzt wurden, d. h. zur Abwehr von Blitzschlag unter das Strohdach oder unter den Herd gelegt wurden, ist nicht besonders verwunderlich, da diese Sitte sehr weit verbreitet ist. Aber auch die Soldaten trugen sie im Krieg in der Tasche ihres Mantels zur Abwehr von Flinten- oder Kanonenkugeln!

Bei zwei Objekten, die zwar in ihrer heutigen Form nicht unmittelbar mit Funden aus Megalithgräbern übereinstimmen, aber doch dort vorkommen und eine besondere Kostbarkeit gewesen sein müssen, ist der Zusammenhang mit den bis in die Gegenwart reichenden Bräuchen nicht so eindeutig, aber doch sehr wahrscheinlich. In den Megalithgräbern kommen Halsketten aus kleinen geschliffenen und durchbohrten Steinen vor, besonders aus einem seltenen Halbedelstein, dem sog. Callaïs. Solche Halsketten, allerdings aus Bernsteinperlen bestehend, wurden unter der Bezeichnung „Gougat Paténerem" bis vor kurzem in der bretonischen Landbevölkerung sehr geschätzt. Sie durften eigentlich nicht für Geld verkauft werden, da sie besondere Heilwirkungen besaßen, z. B. eine Förderung der Laktation bei stillenden Müttern (die in einem Einzelfall sogar bei einem Vater wirksam wurde, als die junge Mutter erkrankte!). Da Halsketten auch auf weiblichen sog. Menhirstatuetten als deutliches „Attribut" eingraviert sind, darf man wohl annehmen, daß ihnen auch schon früher eine „magische" Wirkung zugeschrieben wurde. Ähnlich verhält es sich mit einem anderen „Attribut", das wir in Gräbern und auf Gravierungen im Zusammenhang mit männlichen Wesen antreffen: dem Steinbeil, der Steinaxt oder dem Steinhammer. Über einen damit zusammenhängenden eigenartigen Brauch berichtet Z. *Le Rouzic*[45]). In manchen Kapellen

oder Kirchen war ein „geweihter" Hammer aus Stein aufbewahrt, der unter dem bretonischen Namen *„mel béniquet"* bekannt ist. In der bis vor kurzem bekannten Form ähnelt dieser allerdings keiner vorgeschichtlichen Steinaxt, sondern einer runden Steinkugel, wie sie manchmal als Kopf einer Säule dient, doch nur so groß, daß man sie in der Hand tragen kann. Dieser *„mel béniquet"* wurde dazu verwendet, in besonderen Fällen den Leiden eines sehr betagten Todkranken ein Ende zu bereiten, nicht etwa dadurch, daß man diesen Hammer zum gewaltsamen Töten benutzte, sondern auf dem Umweg über seine „magische" Kraft. Dies zeigt das Beispiel, von dem *Le Rouzic* berichtet. Der Tod einer 85jährigen, seit 10 Jahren bettlägerigen schwerkranken Frau wurde nur durch Berührung mit dem geweihten Hammer herbeigeführt. Daß es sich hier um einen auch im Mittelmeerraum weiter verbreiteten alten Brauch handeln muß, geht daraus hervor, daß noch heute nach dem Tode eines Papstes mit einem silbernen Hammer drei Schläge auf dessen Haupt ausgeführt werden.

Ein kurzer Überblick über Bau und Inhalt der Grabanlagen wird uns vor Augen führen, welche großartigen Leistungen diese vorkeltischen Armorikaner auch in der Sorge für ihre Toten vollbracht haben und wie reich manche Gräber mit Beigaben ausgestattet wurden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß oft nur ein kleiner Bruchteil des ursprünglichen Inhalts erhalten blieb – so sind z. B. alle Gegenstände aus organischer Substanz restlos zerstört – und daß nur ganz wenige Gräber noch intakt aufgefunden wurden, während die meisten schon früher einmal von „Grabräubern" geplündert wurden.

Die Langgräber

Wir sind diesem Typ, den (älteren) Langgräbern, schon mehrfach begegnet, vor allem auf den Feldern von *Kerlescan* und *Kermario*. Das erste Langgrab dieser Art, das genauer erforscht wurde (1922 durch *Le Rouzic* mit Unterstützung des Ehepaares Saint Juste-Péquart) ist das von *Manio-Kermario II* [46]), Abb. 15. Die Ausgrabung ergab, daß der rd. 54 m lange und rd. 35 m breite, nur ca. 1 m hohe Hügel, der sich fast genau in Ostwestrichtung erstreckte, eine ungefähr rechteckige Steineinfassung besaß von rund 35 m Länge, 16 m Breite im Osten und nur 11 m Breite im Westen. Die östliche Querseite und die beiden Längsseiten waren mit länglichen Steinblöcken eingefaßt, während auf der Westseite offenbar aufeinandergeschichtete Steine den Abschluß bildeten. Diese Anlage kann am ehesten mit den nord-

deutschen sog. Hünebetten verglichen werden, auch mit den sog. longbarrows der südenglischen Windmill-Hill-Gruppe, nur daß der Menhir als Malstein, der innerhalb der Grabeinfassung steht, ausschließlich in der Bretagne vorkommt. Besonders interessant war der innerhalb der Steineinfassung gelegene Innenraum. Nicht weniger als 45 einzelne „Anlagen" waren hier vereinigt, zu ihnen kamen noch 14, die außerhalb der Steinumhegung lagen, aber später, als der Erdhügel auseinanderfloß, ebenfalls überdeckt worden waren. Eine dieser Anlagen haben wir schon kennen gelernt, den über 3 m hohen Menhir, den „Malstein" (menhir indicateur) mit den 5 eingravierten Schlangenlinien an seiner Basis. Wir erinnern uns auch, daß diesen 5 Schlangen 5 Steinbeile entsprachen, die mit der Schneide nach oben an der Basis des Menhirs gefunden wurden (Mus. *Carnac*) (Abb. 15). Die zweite Anlage neben dem Menhir war eine längliche Eintiefung, die von einer Mauer aus groben Steinen eingefaßt und auf der ein gestieltes Beil eingraviert war. Die meisten übrigen Anlagen waren runde, ovale und auch quadratische Steinkisten (sog. coffres) (s. Abb. 15) mit aufeinandergeschichteten kleineren Steinen in Form eines falschen Gewölbes überdeckt. Überraschenderweise fanden sich in den „coffres" keinerlei Bestattungsreste, auch kein Leichenbrand, d. h. kalzinierte Knochenteile, sondern meist nur Gefäßscherben, einige Feuersteingeräte und -absplisse und kleine Holzkohlenreste. Einmal waren zwei Gefäße ineinandergestellt und deshalb gut erhalten gewesen (Abb. 36).

Ein schon früher beim großen Menhir von *Manio* ausgegrabenes Langgrab, *Manio-Kermario I* genannt, war wohl im Grundriß ähnlich angelegt, läßt aber im Osten einen halbkreisförmigen, cromlechartigen Abschluß erkennen (s. Plan Abb. 26), doch wissen wir leider über den Inhalt dieses Langhügels nichts. Der „Malstein" dieses Hügels wurde wahrscheinlich an falscher Stelle wieder aufgerichtet.

Das Langgrab *Kerlescan II*, von dem schon die Rede war, hatte *Le Rouzic* 1926 anläßlich einer denkmalpflegerischen Rekonstruktion durch einen Längsschnitt untersucht, der die Anwesenheit von 5 Steinkisten ergab. Der Ausgräber öffnete die 4 westlichen, von denen eine schon zerstört war, fand aber in den übrigen drei ebenfalls nur Tonscherben, Feuersteinabsplisse und ein Steinbeil. 1941/42 wurde unter Leitung von Stud.-Rat Walburg die fünfte, rechteckige Steinkiste geöffnet, die 1,70 × 1,60 maß und von einem runden Steinkreis von ca. 2 m Durchmesser und ca. 1,80 m Höhe überwölbt war. Besonders interessant war die Beobachtung eines kleinen „Menhirs" im Zentrum dieser An-

lage. Unter dem Steinkreis kam ein zweiter zum Vorschein, der ebenfalls aus kleinen, in den gewachsenen Lehm eingelassenen Steinen bestand. Im Inneren des Steinkreises war eine ca. 10 cm starke Schicht von Holzkohlen, unter denen sich auch verbrannte Eicheln befanden, sowie Tonscherben und Feuersteingeräte. Etwa 2,50 m südwestlich von diesem Steinkreis kam eine sechste Anlage zum Vorschein (Durchmesser 1,50 m), die durch 4 aufrecht stehende kleine Menhire begrenzt war. Wiederum fanden sich Holzkohlenreste und verbrannte Eicheln, sowie grobe Tonscherben und Feuersteinabsplisse. Als die restlichen 40 m bis zum östlichen Ende des Langhügels abgetragen wurden, zeigte sich, daß er aus Steinen aufgebaut war, die von der Umfassung her so übereinander geschichtet waren, daß sie eine Art Dach zur Mitte des Hügels hin bildeten. Zunächst war auf dieser glatten Lehmfläche, die nur ganz dünn über dem gewachsenen Fels lag, nichts zu bemerken, aber als die starken Winterregen darüber gegangen waren, erkannte *M. Jacq* ca. 15 Feuerstellen, auf denen eine große Zahl von Scherben, Feuerstein- und Quarzabsplisse aufgesammelt werden konnten, dazu Reste von verbrannten (Tier?)-Knochen. Auch in der Auffüll-Erde kamen noch zahlreiche Scherben zutage, aus denen sich sogar zwei Gefäße rekonstruieren ließen[47]).

Waren diese „Langhügel" denn nun wirklich Gräber, so könnte man angesichts der bisherigen Armut an menschlichen Knochen oder Leichenbrand fragen? Wir könnten diese Frage nach den bisher beschriebenen Ausgrabungsbefunden nicht bejahen, wenn nicht in ähnlichen Anlagen, besonders der sog. Windmill-Hill-Gruppe in Südengland dank besserer Erhaltungsbedingungen der Beweis erbracht worden wäre. Dort haben sich nicht nur Bestattungsreste nachweisen lassen, eigentümlicherweise sogar sog. Teilbestattungen, sondern auch Spuren von Holzeinbauten, die wir für die 15 „coffres" auch annehmen dürfen. Nur eine mit modernen Bodenanalysen arbeitende Ausgrabung wird auch auf bretonischem Boden weiterhelfen können. Dazu wird sicherlich noch Gelegenheit sein, denn eine ganze Anzahl solcher Langhügel ist noch ganz oder wenigstens teilweise unerforscht. So wurde z. B. 1943 ganz zufällig dicht bei dem großen „Tumulus" St. Michel bei *Carnac* ein Langgrab von ca. 125 m Länge und ca. 25 m Breite entdeckt, von dem bisher nur die beiden Enden etwas „angekratzt" wurden. Eine größere Anzahl von Langhügeln gibt es auch auf der *Belle Ile*, von denen m. W. bisher keines eine moderne Untersuchung erfahren hat, auch der große Langhügel *Er Grah* in *Locmariaquer*, dessen gewaltiger Malstein der umgestürzte Menhir gleichen Namens ist, wurde erst

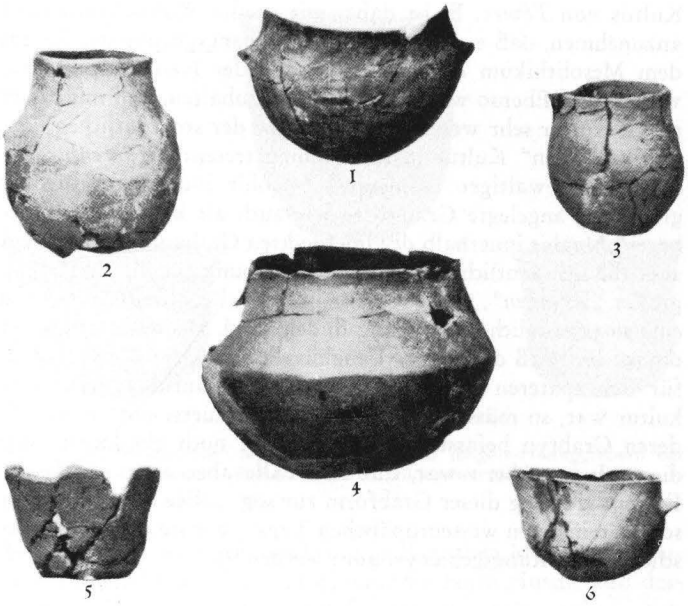

Abb. 36 Keramik aus (älteren) Langgräbern 1, 6 Latz-Castellic, 2–5 Manio-Kermario (alle Museum Carnac).

teilweise untersucht. Weitere Langgräber hat *Le Rouzic* bei *Mané – Pochat -er -Uien* und *Mané -Ty-Ec* festgestellt.
Wie schon erwähnt, wurden offenbar nur selten ganze Gefäße in den „coffres" mitgegeben, meist lagen nur einzelne Scherben darin. Trotzdem sind auch diese so charakteristisch, daß wir mit ihrer Hilfe den Typ dieser Keramik bestimmen können. Es sind Gefäße mit gerundetem Boden (also ohne Standfläche) aus ziemlich grobem Ton, z. T. mit senkrecht durchbohrten, zapfenförmigen oder kleinen runden, waagrecht durchbohrten Henkeln und meist unverziert (Abb. 36). Diese Art von Keramik gehört nach Meinung der Fachwissenschaft dem Kreis der sog. altwestischen Kultur an, zu der die Keramikformen von reicher ausgestatteten Fundplätzen in Frankreich *(Chassey)*, der Schweiz *(Cortaillod)*, Italien *(Lagozza)*, Deutschland *(Michelsberg)* und SW-England *(Windmill Hill)* gehören (s. Karte Abb. 58). Auch die übrigen Kleinfunde wie die geschliffenen Steinbeile in „spitznackiger" Form und die querschneidigen Pfeilspitzen fügen sich sehr gut diesem Kreis ein. Form und Bau der Grabanlagen beweisen zugleich eine Fortsetzung der früher behandelten „mesolithischen"

Kultur von *Téviec*. Es ist daher mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es die gleiche Bevölkerungsgruppe ist, die aus dem Mesolithikum diese frühe Kultur des Neolithikums entwickelt hat. Ebenso wichtig ist auch festzuhalten, daß mit dieser neuen Kultur sehr wesentliche Elemente der steinzeitlichen „armorikanischen" Kultur in Erscheinung treten: der *Menhir*, sowohl als gewaltiger „Malstein" (menhir indicateur) für die großzügig angelegte Grabstätte wie auch als kleiner, „unsichtbarer" Menhir innerhalb der überdeckten Grabanlage, vor allem aber die sich deutlich abzeichnende Begabung für die Errichtung großer *„Anlagen"*, wie sie später in Steinalleen und Cromlec'hs eine so erstaunliche Steigerung finden wird. Deutet somit vieles darauf hin, daß die „ältere Langhügelkultur" die Wurzelkultur für den späteren Höhepunkt der armorikanischen Megalithkultur war, so müssen wir uns doch jetzt zuerst mit einem anderen Grabtyp befassen, der z. T. wohl noch gleichzeitig mit diesen Langgräbern war, auf alle Fälle aber älter ist als die Fortentwicklung dieser Grabform zur sog. „allée couverte", den sog. „Steinkisten westeuropäischen Typs", wie sie dann im deutschen Ausbreitungsgebiet genannt werden [48]).

Dolmen und Ganggräber

Schon bei der Namenserklärung haben wir darauf hingewiesen, daß das bretonische Wort „Dolmen" besonders im deutschen wissenschaftlichen Schrifttum auf die einfachste Form dieses Grabtyps, den „dolmen simple", beschränkt ist. Es ist dies jene Form, bei der ein einziger Deckstein (auch Überlieger genannt) von wenigen senkrecht stehenden Tragsteinen gehalten wird, die im Grundriß rechteckig, polygonal oder rund angeordnet sein können. Diese Form des „dolmen simple" kommt in der Bretagne, besonders in der Umgebung von *Carnac*, so gut wie überhaupt nicht vor, während sie sowohl auf der Iberischen Halbinsel, besonders in Portugal, als auch im westlichen Ostseeraum (Jütland, Norddeutschland) gut belegt ist. Zwar sehen heute einige bretonische Megalithgräber in der Umgebung von *Carnac* wie einfache Dolmen aus, so z. B. das Megalithgrab *Kergaval-Er Roch*, das man leicht an der Straße *Carnac–Plouharnel* dicht östlich (rechts) der Straße nahe bei *Plouharnel* finden kann. Schon vor dem Straßenbau wurde dieses (ursprüngliche) Ganggrab, dessen Eingang nach SSW liegt, teilweise zerstört, von dem bekannten englischen Megalithforscher Reverend *Lukis* untersucht, der ein prächtig verziertes Tongefäß, einen sog. „Glocken-

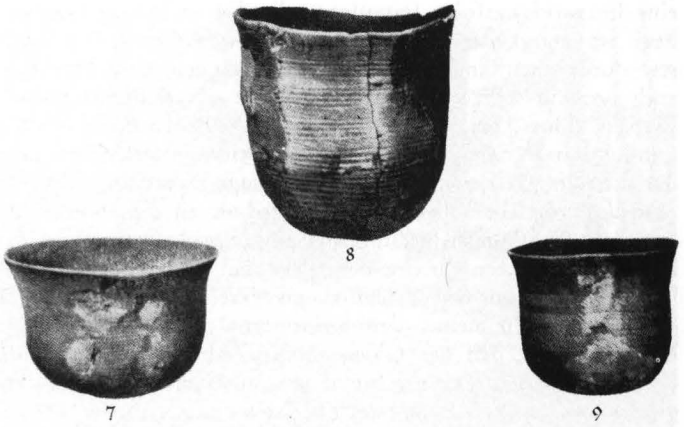

Abb. 37 „Glockenbecher" aus Ganggräbern und jüngeren Langgräbern der Bretagne. 7, 9 Kouregan – Er-Roh-Plat, 8 St. Gildas-Net. Museum Carnac.

becher", darin vorfand, das heute im Britischen Museum in *London* ausgestellt ist. Die heutige einfache Form täuscht also deshalb, weil der Gang nachträglich zerstört wurde, und so ist es bei fast allen scheinbaren Dolmen der Bretagne. Trotzdem lohnt sich auch heute noch ein Besuch des oben beschriebenen Megalithgrabes *Kergaval-Er Roch,* da sowohl der Deckstein als zwei der Tragsteine sog. „Näpfchen" aufweisen.

Machen wir uns zunächst noch einmal klar, daß die Grundidee dieses Ganggrabes die des *Totenhauses* ist, das unter einem Erdhügel als eine Art künstlicher Höhlenraum angelegt wird. Man kann diesen Raum für die Totenbestattung, den eigentlichen Grabraum, entweder auf einen Mittelpunkt beziehen, sozusagen „zentralisieren" und erhält dann die Form des Ganggrabes, bei der ein je nach Höhe des Grabhügels längerer oder kürzerer Gang zu einem großen runden, ovalen oder rechteckigen Grabraum führt, oder aber nach einer Längsachse orientieren, wobei man entweder an den Gang Seitenkammern anbaut, die dann als Grabräume oder Totenkammern dienen, oder im rückwärtigen Teil des Ganges, den man verbreitert (V-Form), die Toten bestattet oder auch in einer einzigen Seitenkammer (P-Form) die Bestattungen niederlegt.

Für alle diese Grundformen (und auch noch einige Übergangsformen) gibt es in der Bretagne sehr schöne Beispiele, und es ist natürlich eine dankbare Aufgabe für die Fachwissenschaftler, eine möglichst genaue zeitliche Festlegung dieser Typen und damit

eine Entwicklungsfolge festzulegen. Freilich stehen dem erhebliche Schwierigkeiten gegenüber: gerade weil diese „Totenhäuser" durch einen längeren Zeitraum benutzt wurden, manchmal auch noch in sehr viel späterer Zeit zu „Nachbestattungen". Es ist nur bei sehr sorgfältiger Beobachtung aller Fundumstände möglich, eine genaue Datierung besonders auch der Erbauungszeit einer solchen Grabanlage zu erhalten. Das ist natürlich vor allem bei den früher schon ausgeraubten oder durch Raubgrabungen zerstörten Anlagen nicht mehr möglich. Zum Glück besitzen wir eine Art „Leitfossil" innerhalb des Neolithikums, das uns wenigstens zu einer relativen Chronologie helfen kann. Wir meinen damit eine schon oben kurz erwähnte Keramik-Form, den sog. Glockenbecher (Abb. 37). Wenn auch über Einzelheiten noch die Meinungen auseinandergehen, so ist die Fachwissenschaft doch ziemlich darin einig, daß die Träger dieser Glockenbecherkultur eine verhältnismäßig kurze Zeit (wenige Jahrhunderte etwa ab 2000 v. Chr.) dauernde Wanderbewegung vollbracht haben, die ihren Ausgangspunkt auf der Iberischen Halbinsel hatte. Zumindest diejenigen Ganggräber, in denen solche Glockenbecher (bzw. dieser Kultur angehörenden Kleinfunde) vorkommen, gehören einer jüngeren Stufe an, wie z. B. das oben beschriebene von *Kergaval*, während andere ohne Glockenbecher älter sein können. *Le Rouzic* nahm an, daß noch eine Eigenschaft diese Gruppe der „älteren Ganggräber" auszeichne, nämlich eine architektonische. Er hatte beobachtet, daß eine Anzahl von Ganggräbern eine Grabkammer enthielten, die aus kleineren Steinen in Art eines „falschen" Gewölbes erbaut war (dolmen à encorbellement s. S. 31) und diese Bauweise hielt er für die ursprünglichere. Nachdem nun die Ausgrabung der Ganggräber von *Barnenez* durch *P.-R. Giot* im gleichen großen Hügel das Nebeneinander von Grabkammern aus Trokkenmauerwerk und mit gewaltigen Deckplatten ergeben hat[33]), wird man diesen Unterschied nicht mehr als Einteilungsprinzip beibehalten können, doch scheint es nach dem Inhalt der bisher untersuchten Gräber wenigstens als „Faustregel" weiterhin Gültigkeit zu haben.

Als Beispiel für diese „älteren Ganggräber" mit Kuppelgewölbe seien genannt: 1. der Dolmen *Mané Bogat* bei *Kermarquer* Gem. *Ploemel* (südwestl. von *Ploemel*), der auf einer natürlichen Anhöhe innerhalb eines zerstörten Hügels teilweise erhalten ist. Der kurze Gang geht nach Süden. 2. Der Dolmen *Mané Brisil* bei *Le Moustoir* Gem. *Carnac* (Plan s. Abb. 12). 3. Der Dolmen *Beg-Port Blanc* Gem. *St. Pierre-Quiberon.*

Die z. T. aus Nachgrabungen von *Le Rouzic* stammenden Funde

Abb. 38 Ganggrab unter Hügel. Kercado Gem. Carnac.

aus diesen Gräbern im Museum *Carnac* zeigen deutlich, daß die Keramik nur wenig veränderte Formen gegenüber der sog. Langgrabkeramik aufweist, nur daß die Gefäße etwas straffer gegliedert sind und auch schon einige mit Standfläche vorkommen. Unter den Kleinfunden fallen zum ersten Mal fein gemuschelte Pfeilspitzen mit Dorn und kleinen Flügeln auf, dazu Steinbeile aus Felsgestein und Schmuckketten aus Quarz-, Bergkristall- und Schieferperlen.

Die reiche Fülle der architektonischen Formen, in denen der Gedanke des Totenhauses in der Stufe der „jüngeren Ganggräber" realisiert wurde, werden wir am besten anhand einiger Beispiele aus der Umgebung von *Carnac* kennen lernen. Eines der am besten erhaltenen Ganggräber mit zentraler, rechteckiger Kammer ist das von *Kercado*, gen. *Mané Er Groez* (Kreuzberg). Man erreicht den Hügel verhältnismäßig leicht, wenn man auf dem „circuit des alignements" in der von uns beschriebenen Richtung (s. S. 54) bald nach dem Verlassen der Anlage von *Kerlescan* einem kleinen, nach Süden (lks.) abzweigenden Weg nach dem Schloß *Kercado* folgt. Man muß sich beim Verwalter des Schlosses den Schlüssel erbitten (Trinkgeld!) und vor allem eine gute Taschenlampe mitnehmen. Ein kleiner Fußweg, der vor dem Eingangstor zum Schloßgarten nach rechts abzweigt, bringt uns durch einen lockeren Kiefernwald zu dem rund 3,50 m hohen Hügel (Durchmesser ca. 30 m), auf dessen Spitze ein kleiner Menhir steht. Die Grabanlage wurde 1925 durch *Le Rouzic* renoviert, weshalb einiges „neu" wirkt, doch dürfte der ursprüng-

liche Zustand durch die Restauration ziemlich genau erreicht worden sein. Der eigentliche Hügel besteht aus groben Steinen und ist ein *„cairn"*; bei der Nachuntersuchung ergab sich, daß die Steine sehr sorgfältig so aufgeschichtet worden waren, daß jeder sich zur Hügelmitte hin neigte. Über diesem Steinkern des Hügels ist noch eine Erdaufschüttung vorhanden, die einige Meter über den Steinkern am Hügelfuß hinausreicht und dort noch einmal von einem (nicht mehr ganz erhaltenen) Kreis aus kleinen Menhiren abgeschlossen wird. (s. Plan und Grundriß Abb. 40). Gehen wir in das Innere des Hügels hinein, so durchschreiten wir zuerst einen 6 m langen Gang, der von Südost in den Hügel führt und auf der einen Seite von 4, auf der anderen von 5 Tragsteinen gebildet wird, auf denen 5 Decksteine liegen. Am Ende verengt sich der Gang durch zwei querstehende Tragsteine, dann treten wir in die große Grabkammer ein, die aus 6 Tragsteinen und einem riesigen Deckstein besteht. Dabei können wir deutlich beobachten, daß diese Decksteine, besonders auch der große zentrale, nicht unmittelbar auf den Tragsteinen aufliegen, sondern daß jeweils eine Art „Zwischenfutter" aus kleinen Steinen aufgeschichtet wurde.

Bevor wir auf die in diesem Grab vorhandenen „Zeichen" eingehen, noch ein paar Worte über die „Schicksale" dieses imposanten Grabmals. Offenbar hat es im letzten Jahrhundert als Schlupfwinkel für allerlei Gesindel gedient, so daß man zunächst geneigt war, die „Zeichen" als eine Art „Gaunerzinken" für neuzeitlich zu halten. Im Jahre 1863 führten *R. Galles* und *M. Lefèbvre* im Auftrag der Société Polymathique du *Morbihan* eine erste Untersuchung des Hügels aus, d. h. sie schlugen nach der damaligen Methode einen Trichter vom Gipfel des Hügels ein, mit dem sie die Nordwestecke der Grabkammer erreichten. Ihre Funde, einige Tonscherben, Steinbeile und Feuersteinabschläge, 7 Callaïs-Perlen und 3 Schieferanhänger kamen in das Museum in *Vannes*. Anläßlich der Restauration im Jahre 1925 untersuchte *Le Rouzic* den Hügel systematisch und fand noch 147 Callaïs-Perlen, einen Schieferanhänger, zwei kleine Goldbänder, mehrere Feuersteingeräte, drei Feuersteinpfeilspitzen mit Flügeln, eine Dolchspitze aus sog. Pressigny-Feuerstein u. a. m. (s. Abb. 39). Am Eingang zum Grab stellte er eine kleine Feuerstelle fest, die ganz mit Holzkohlenresten und schwarzer Erde angefüllt war und deren Steinumrandung Spuren eines heftigen Feuers zeigten. In der Mitte der Grabkammer war eine Vertiefung in den Felsuntergrund eingeschlagen, in der ebenfalls Holzkohlenreste, verbrannte Knochen und Feuerspuren auf ein „Opferfeuer" schließen ließen. Außerdem fanden sich

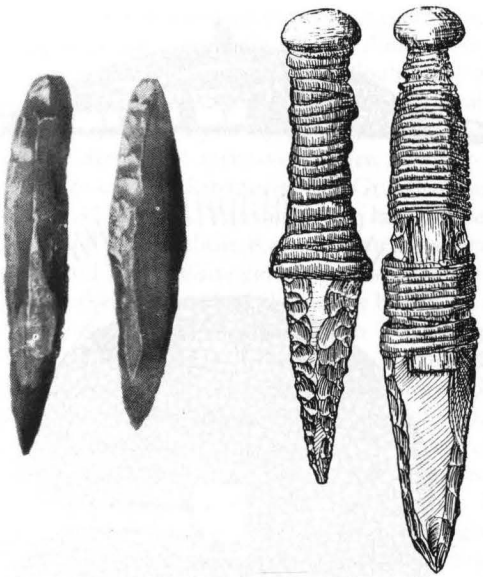

Abb. 39 Zwei Dolche aus sog. Pressigny-Feuerstein aus jüngeren Langgräbern (Mané er Loh 174 mm lang und Mané Roullarde 190 mm lang) und deren ursprüngliches Aussehen.

7 Callaïs-Perlen, 1 Schieferanhänger, Scherben eines Glockenbechers sowie mehrere kleine runde Kiesel (Mus. *Carnac*). Erst wenn sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, wird man mit Hilfe einer Lampe, die eine seitliche Beleuchtung ermöglicht, dabei aber ein diffuses Licht (also nicht stark zentriertes) ausstrahlt, an folgenden Steinen sog. Zeichen entdecken: im Gang an dem dritten Tragstein links und am dritten rechts je vom Eingang her gezählt, am 5. Tragstein links, der etwas schräg steht, und auf der Unterseite des Decksteins. Am deutlichsten wird man diese „Zeichen" an dem schräg stehenden 5. Tragstein am Eingang zur Grabkammer (von der Rückseite der Kammer zum Ausgang hin gesehen!) erkennen können. Es handelt sich hier um „eingeputzte" Linien, die ein gitterartiges (oder auch netzartiges) Muster ergeben, das fast den ganzen Stein überzieht (Abb. 41). Außerdem bemerkt man einige kleinere „Näpfchen". Auch die anderen oben erwähnten Tragsteine haben m. E. solche gitterartigen Ornamente, dagegen ist die Deutung der kräftiger und in einer anderen Technik – nämlich durch Herausarbeitung von kleinen „Wülsten" – angebrachten Zeichen auf der Unterseite des gewaltigen Decksteins umstritten. *Le Rouzic* möchte darin eine Art gestielter Axt oder auch eine

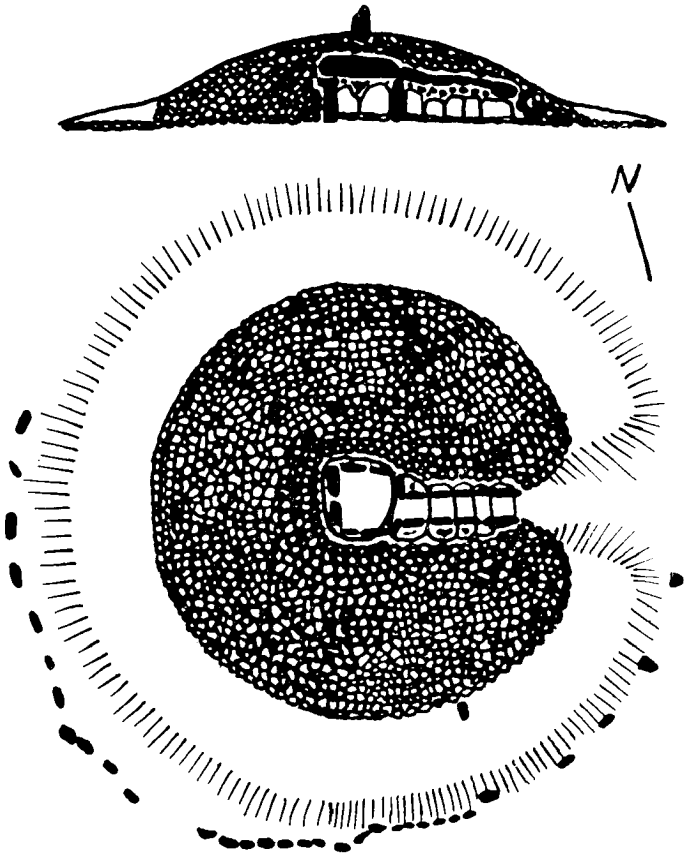

Abb. 40 Ganggrab Kercado. Querschnitt und Grundriß.

Pflugschar sehen, während *H. Breuil* eine völlig abweichende Darstellung gibt[49]). Es soll später im Zusammenhang (s. S. 126) noch etwas über die Deutung und Bedeutung dieser Zeichen gesagt werden und wir wollen uns deshalb bei dieser Beschreibung der Denkmale darauf beschränken, nur das zu erwähnen, was man ohne komplizierte Beleuchtungseffekte sehen kann. Es sei schon jetzt darauf hingewiesen, daß im Museum in *Carnac* im sog. Saal *Keller* Abgüsse nahezu aller Steine aus Megalithgräbern mit Zeichen vorhanden sind und daß man diese dort unter besseren Bedingungen studieren kann.

Um den Typ des Ganggrabes mit Seitenkammern *(dolmen à cabinet latéral)* kennen zu lernen, besuchen wir in der näheren Um-

gebung von *Carnac* das eindrucksvolle Ganggrab von *Keriaval -Er Roch*. Es liegt an der Straße *Auray–Plouharnel* (N 168); an einer alten Schmiede (ca. 3 km vor Plouharnel) zweigt ein Fußweg nach Süden (lks.) ab, der direkt auf das Grab zuführt, das auf einer niedrigen Granitkuppe liegt. Allerdings ist hier kein überdeckender Hügel mehr vorhanden und nur durch die erhaltenen Trag- und Decksteine ist der Grundriß noch zu erkennen (s. Abb. 42 und 43). Von einem 6 m langen und 2 m breiten Gang aus sind vier seitliche Kammern zu erreichen, von denen die beiden auf der Ostseite gelegenen noch durch zwei große Überlieger gut erkennbar sind, während die beiden an der Westseite vorhandenen Kammern auch in den Tragsteinen gestört sind. In der Umgebung dieses immer noch wuchtig wirkenden Megalithgrabes wird man mehrere kleine Menhire entdecken, die anscheinend zu einem kleinen Alignement gehören, das in NS-Richtung verläuft. Wenn wir nur rund 150 m weiter auf der gleichen Straße in Richtung Plouharnel fahren, so erreichen wir drei interessante Ganggräber, die unter dem Namen *Mané Kerioned* (= Haus der Zwerge) bekannt sind. Sie lagen alle ursprünglich unter einem großen Hügel, der aber jetzt teilweise abgetragen ist, so daß nur noch eines der Gräber unter der Erde liegt (s. Abb. 45 und Plan Abb. 44), während die beiden anderen frei zugänglich sind. Die Gesamtanordnung der drei Gräber ist wie das einer Hufeisentafel, zwei sind fast genau in Nord-

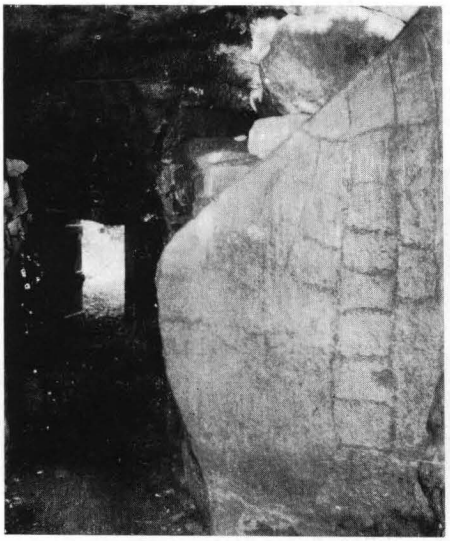

Abb. 41 Gitterartiges Muster auf einem Tragstein des Ganggrabes Kercado, Gem. Carnac.

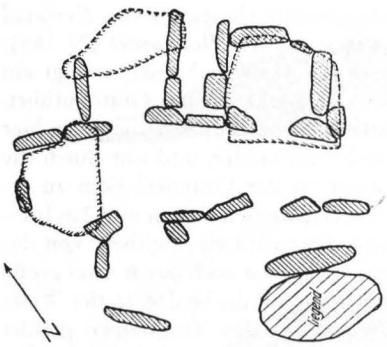

Abb. 42 Grundriß des Ganggrabes Keriaval Gem. Carnac.

südrichtung, das dritte (kleinste) liegt in Ostwestrichtung (s. Plan Abb. 44). Alle drei gehören dem gleichen Typus an, bei dem der verhältnismäßig lange Gang am Ende nur wenig zu einer Art Grabkammer verbreitert ist. Auch diese Gräber wurden zuerst durch die Société Polymathique du *Morbihan* (1866) untersucht (Gefäßscherben, Steinbeile, Feuersteinpfeilspitze u. a. Kleinfunde im Museum *Vannes)*, 1899 und 1901 *restaurierte Le* Rouzic im Zuge einer Nachuntersuchung die drei Gräber und fand weitere, z. T. verzierte Scherben, Feuersteinabschläge und eine große Zahl von runden Kieseln, die darauf schließen lassen, daß die Sohle des großen unterirdischen Ganggrabes mit einer Kiesschicht bedeckt war (Mus. *Carnac*). Dieses noch in der Erde steckende Ganggrab besitzt wieder auf insgesamt 8 Tragsteinen sog. Zeichen, besonders deutlich zu sehen auf dem 8., 9., 11. und 12. Tragstein der (vom Eingang her) rechten Seite sowie auf dem größeren der beiden querstehenden Träger. Wie-

Abb. 43 Kreuz-Ganggrab Keriaval Gem. Carnac (Modell im Museum Carnac).

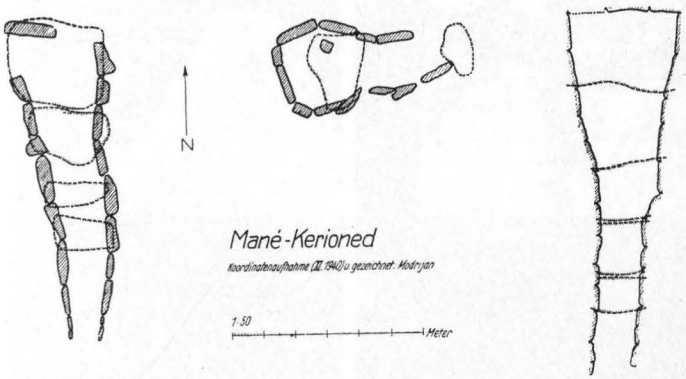

Abb. 44 Grundriß der drei Ganggräber Mané-Kerioned (unter einem Hügel) Gem. Carnac.

der sind es „gitterförmige" Ornamente, die man besonders schön auf dem 9. Stein als „Einrahmung" einer gerundeten Erhebung in der linken Hälfte des Tragsteines erkennen kann (Abb. 46). Auf dem 11. Stein kann man deutlich in der rechten unteren Hälfte hakenförmige Eingravierungen sehen, während die linke untere Hälfte offenbar ein Muster aus parallelen Zickzacklinien besaß. Der mit den schönsten, tief eingravierten Mustern verzierte Stein ist allerdings nicht mehr an Ort und Stelle, er wurde von

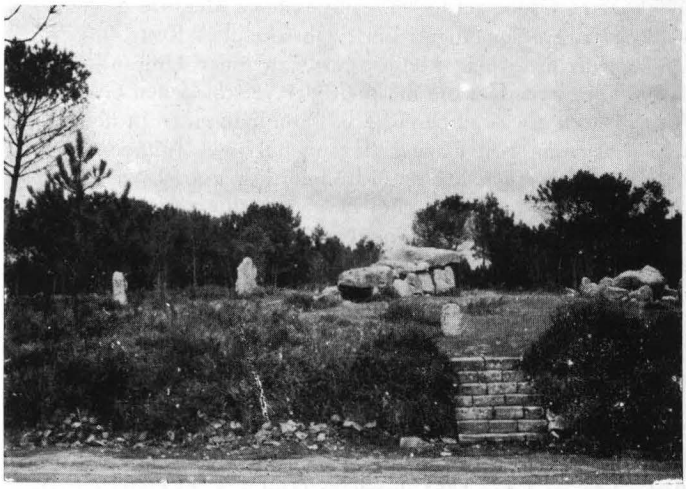

Abb. 45 Ganggräber Mané-Kerioned Gem. Carnac (heutiger Anblick nach teilweiser Restauration).

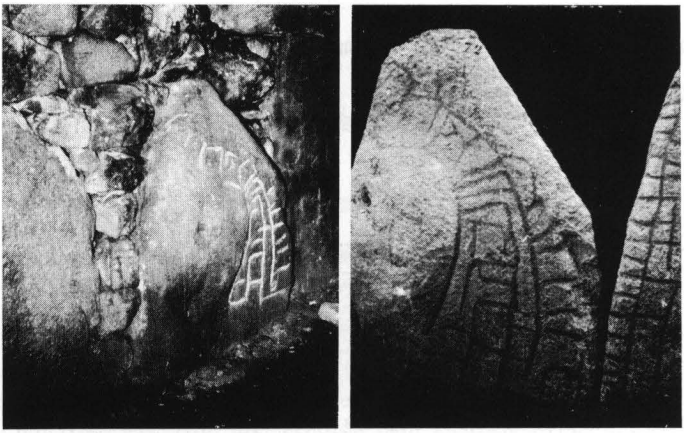

Abb. 46 Gitterförmiges Ornament auf einem Tragstein des unterirdischen Ganggrabes von Mané-Kerioned. Links Aufnahme nach dem Original, rechts Aufnahme nach Abguß im Museum Carnac.

Le Rouzic im Hügel erst 1922 gefunden (Mus. *Carnac).* Er zeigt zwei sehr deutliche geschäftete Beile, wobei ein Schaft als sog. Krummstab ausgeführt ist (Abb. 47). Im gleichen Museum wird auch noch eine kleine Schieferplatte in Form eines Steinbeiles aufbewahrt, auf der ebenfalls tief eingravierte Zeichen (Fische?) sind. Sie wurde jenseits der Straße in einer künstlich eingetieften Grube gefunden. Einige kleine Menhire in der Umgebung des großen Hügels sind wahrscheinlich Reste einer kleinen Steinreihe, einige können auch zu einer Umrandung des Hügels gehören. Um die Beispiele der verschiedenen Ganggrabformen noch etwas zu bereichern, kann man einen in der weiteren Umgebung von *Carnac* liegenden Hügel *Lannec Er Roch* besuchen, der etwa 200 m südsüdwestlich vom Dorf *Kerlagat* und etwa 250 m westlich vom Dorf *Castellic* entfernt auf einer felsigen Anhöhe liegt. In einem ovalen Hügel von 32 m Länge N S und 29 m Breite O W und einer Höhe von rund 1,50 m stecken zwei Ganggräber von etwas voneinander abweichender Bauart. Das östliche Grab besitzt einen langen Gang und eine fast runde Grabkammer, das westliche zeigt sehr schön den Typ des Ganggrabes in Form des lateinischen P mit einer nach Osten ausgebauchten Grabkammer. Die Ausstattung beider Gräber, die auf eine längere Benutzungsdauer schließen läßt, war offenbar sehr reichlich. Eine erste Untersuchung führte *M. de Kerenflech* schon im Jahre 1851 durch, er fand u. a. 13 Callaïs-Perlen, 1 kleines Goldblech mit 4 Zähnen, Reste von Tonscherben, dar-

unter solche von sog. Glockenbechern (Mus. *Vannes).* 1866 sammelte Reverend *Lukis* aus der ausgeworfenen Erde des westlichen Grabes: ein zweites Goldblech, eine schöne Feuersteinpfeilspitze mit Flügeln und Dorn, 2 Anhänger aus Quarzit, 2 Perlen aus Bergkristall, 10 Callaïs-Perlen, 3 Steinbeile, wiederum Glockenbecherscherben u. a. m. (Brit. Museum *London).* Die von *Le Rouzic* 1927 durchgeführte Nachuntersuchung im

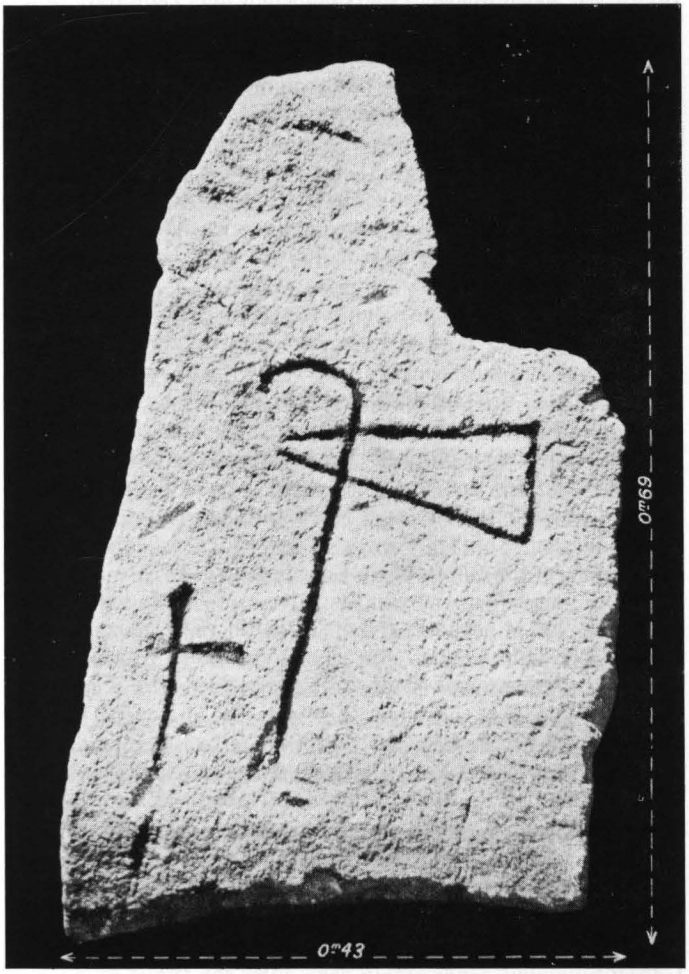

Abb. 47 Gravierung (Beil und „Krummstab") auf einem Tragstein (?) des unterirdischen Ganggrabes Mané-Kerioned (nach Corpus [11] Taf. 37).

Zuge der Restauration ergab noch einmal eine reiche Fundausbeute. Vom westlichen Grab konnte er bergen: 2 Goldbänder mit 5 Zähnen, 53 Callaïs-Perlen, 4 Perlen aus anderem Material, 5 Pfeilspitzen mit Flügeln und Dorn, 1 kleines Schieferbeil mit Loch, zahlreiches Feuersteinmaterial, 1 Bruchstück eines Kupferdolches, Scherben von 3 Glockenbechern und 16 anderen Gefäßen. Bei dem östlichen Grab war die Ausbeute geringer, doch kamen hier u. a. ein schönes Dioritbeil, 2 Bruchstücke von geschliffenen Feuersteinbeilen und zahlreiche Scherben u. a. m. zum Vorschein (Mus. *Carnac*). Eine besonders schöne regelmäßige Form mit langem Gang und zwei Seitenkammern an jeder Seite als Grabkammern zeigt der Grundriß des Ganggrabes *Mané Groh-Lann Er Groh* bei *Crucuno* (Plan s. Abb. 11), von dem leider keine Funde erhalten sind. Ein kleineres teilzerstörtes Ganggrab, das wie ein echter Dolmen aussieht, liegt am Ostrand von *Carnac-Ville* (zwischen dem Tumulus St. Michel und dem Feld von *Le Menec)* genannt *Cruz-Menquen* (= Kreuzdolmen), da auf ihm ein christliches Steinkreuz errichtet wurde.

Meist befinden sich in der näheren Umgebung der oben beschriebenen Ganggräber noch weitere, oft teilweise zerstörte, und es lohnt sich der Besuch vieler anderer „Dolmen", von denen die größeren auf den bekannten Michelin-Karten eingezeichnet sind, doch müssen wir unsere kurze Typenbeschreibung nun abschließen mit dem Hinweis auf eine der bedeutendsten Ganggräbergruppe der Bretagne bei *Locmariaquer,* in deren Mittelpunkt die berühmte „Table des Marchands" steht.

Schon auf der Anfahrt *Carnac–Locmariaquer* liegen mehrere Ganggräber nicht allzuweit von der Straße N 781, so z. B. kurz (ca. 60 m) nach der Einmündung der von Crach kommenden Straße ca. 200 m nordöstlich der Straße die zwei (teilzerstörten) Ganggräber von *Kerhan.* Auf der Weiterfahrt Richtung *Locmariaquer* kommt man dann an dem kleinen Ort *Kercadoret* vorbei, etwa 200 m südsüdwestlich vom Ort und ca. 80 m westlich (lks.) der Straße liegt das (ebenfalls teilzerstörte) Ganggrab *Er Roh.* Auch hier stellte *Le Rouzic* anläßlich einer Nachuntersuchung fest, daß der Bodenbelag der Grabkammer aus hühnereigroßen Kieseln bestand, auf dem eine braune Erdschicht vermischt mit Holzkohlen lag. Unter den Funden sind 8 sehr schöne Pfeilspitzen aus gelbem durchsichtigem Feuerstein, eine Speerspitze (Dolchblatt?) aus Kupfer und Scherben von 4 Gefäßen, darunter eine mit Schnurornament, zu erwähnen (Mus. *Carnac).*

Während das nächste Megalithgrab, wieder ca. 1 km weiter,

diesmal links (östlich) der Straße von *Kerveresse* nur wegen der „Näpfchen" auf der Unterseite des Überliegers und einiger hakenförmiger Zeichen auf den Tragsteinen interessant ist, sollte man auf alle Fälle das kurz nach Erreichen der ersten Häuser von *Locmariaquer* rechts von der Straße liegende Ganggrab *Mané Lud* (Hinweistafel an der Straße: Zufahrt nur zum Ferienlager!) besuchen. Es heißt eigentlich *Mané Nélud* (bret. = Hügel der Leichen) und ist auch heute noch ein sehr eindrucksvolles Grabmal. Der 80 m lange, 50 m breite und 5,50 m hohe Grabhügel ist fast ganz aus Steinen aufgeschichtet und hat nur eine dünne Schlicküberdeckung. Der fast genau NS verlaufende Gang führt zu einer ovalen Grabkammer. Der letzte Tragstein des Ganges auf der rechten Seite besitzt tief eingegrabene „Zeichen", u. a. rechts unten ein sog. „schildförmiges" Zeichen, darüber möglicherweise Schiffszeichen, während man auf der linken Seite deutlich wieder geschäftete Beile erkennt. Auch mehrere Tragsteine der Grabkammer haben – jetzt nur noch sehr undeutlich erkennbare – Zeichen, nur auf dem 5. Tragstein des Ganges auf der linken Seite (vom Eingang gezählt) sind wieder deutlicher erkennbare Schiffs(?)- oder Stierhorn(?)-Zeichen angebracht.

Wäre die Ausgrabung dieses Megalithgrabes nicht schon so früh erfolgt (1863/64 durch *R. Galles)*, so wären die Ergebnisse sicherlich zu einer Sensation geworden! Nach dem Bericht des Ausgräbers fand er nämlich im Ostteil des Hügels 7 kleine Menhire, auf denen je ein Pferdeschädel gelegen haben muß! Im Zentrum der Grabkammer stellte er einen Bestattungsplatz fest, in Form einer aus kleinen Steinen erbauten, ringsum verschlossenen Steinkiste, die ganz mit Leichenbrand angefüllt war. Auf dem Boden des Grabraumes liegt ebenfalls eine große Steinplatte. Die Kleinfunde dieser Grabung (Steinbeil, Scherben, Leichenbrand, Holzkohlenreste u. a.) kamen in das Mus. *Vannes*. Tatsächlich war aber nur ein Teil der offenbar reichen Ausstattung geborgen worden, denn bei einer Nachgrabung fand *Le Rouzic* 5 kleine Goldbänder, 26 Callaïs-Perlen, Scherben von prächtigen Glokkenbechern, 2 Pfeilspitzen mit Flügeln und Dorn u. a. m. (Mus. *Carnac)*.

Trotzdem ist diese interessante Grabanlage nur der Auftakt zu dem einmalig gewaltigen Megalithgrab von *Locmariaquer*, dem Table des Marchands (breton. *Dol-ar-Marchadourien)* dem „Tisch der Kaufleute", zu dem der nächste (fahrbare) nach rechts abzweigende Weg am Friedhof entlang führt. (Hinweistafel!) Wenn auch zuerst der schon oben beschriebene, umgestürzte Riesen-Menhir (s. S. 45) die Blicke auf sich zieht, so wird man

doch bald auch den großen, wieder aufgeschütteten Hügel (Durchmesser 36 m) erblicken, unter dem jetzt (seit 1937) die gewaltigen Steine des Grabes geborgen liegen, nachdem früher der riesige Deckstein freiliegend einen wesentlich imposanteren Anblick darbot (s. Abb. 17, 18). Von dem Ganggrab sind noch erhalten: 3 Decksteine und 17 Tragsteine, der Gang ist durch eine kleine Trockenmauer verlängert worden auf 7 m Länge. Die Tragsteine der Kammer sind wenig über 3 m hoch, so daß ein relativ hoher Grabraum vorhanden ist, in dem man bequem aufrecht stehen kann. Die Ostseite des Grabraumes besteht aus Trockenmauerwerk, der große zerbrochene Deckstein mißt noch 5,72 m in der Länge und 3,95 m in der Breite bei einer mittleren Dicke von 0,85 m, sein Gewicht beträgt in der heutigen Form noch ca. 50 000 kg.

Bevor wir auf die Zeichen eingehen, noch einige Fakten über die Schicksale des Grabes. Eine erste „Erforschung" erfolgte 1811 durch die Besatzung eines Küstenwachbootes, damals wurde wohl auch der Name „*Gazelle*" auf dem großen Tragstein eingraviert. Einige wenige Stücke wurden gesammelt, u. a. ein Feuersteinbeil, Tonscherben und Goldfäden. Weitere Untersuchungen fanden 1883 und 1905 durch die Société Polymatique du *Morbihan* statt, wobei wiederum nur Scherben, Feuersteinpfeilspitzen u. a. m. gefunden wurden (Mus. *Vannes).*

Das größte Interesse fanden und finden aber die „Zeichen" dieses Grabes, zu deren Erhaltung ja auch die Denkmalpflege die Aufschüttung des Hügels veranlaßt hat. Durch den Einbau von seitlichen „Lichtschlitzen" kann man besonders schön die Zeichen auf der Vorderseite des großen im Norden stehenden Tragsteines erkennen (Abb. 49). Er hat eine regelmäßige, spitzbogige Form und eine deutlich abgehobene, ebenfalls spitzbogige Fläche, die ringsum von einem kleinen Strahlenkranz umgeben ist (mit Ausnahme der unteren waagrechten Begrenzungslinie), die man also wie eine Art „Schild" auffassen könnte; sie trägt die Zeichen. Es sind insgesamt 56 plastisch herausgearbeitete sog. „Krummstäbe" in vier übereinanderliegenden Reihen, wobei die Krummstäbe der rechten Hälfte nach rechts, die der linken Hälfte nach links gebogen sind. Wenn man alle, auch die nicht mehr ganz erhaltenen Krummstäbe mitzählt, so ergibt sich folgende Anordnung: rechts von oben nach unten: 5, 6, 8, 8 und links 6, 7, 7, 9. In der Mitte der zweiten Reihe von unten war früher noch deutlicher als heute (s. Abguß im Mus. *Carnac*!) eine runde Vertiefung mit nach außen gehenden Strahlen (Sonnenzeichen?) erhalten. Auch unterhalb der schildförmigen Erhebung und auf der Rückseite dieses Steines stellte *Le Rouzic* Zeichen fest, die allerdings ein-

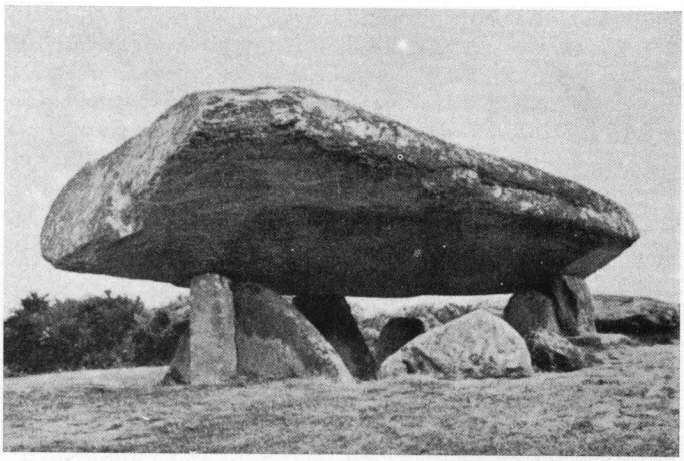

Abb. 48 Der riesige Deckstein der „table des marchands" (1937).

graviert sind, er glaubt darin u. a. die Handgriffe des auf der Vorderseite dargestellten „Schildes" zu erkennen. Ebenfalls eingraviert und zwar sehr tief sind die Zeichen, die auf der Unterseite des großen Decksteines angebracht wurden. Man erkennt hier sehr deutlich etwa in der Mitte ein geschärftes Beil, an das sich wieder ein „Krummstab" anschließt, sowie den Oberteil eines weiteren Krummstabes, dann zwei dicht nebeneinanderliegende kürzere „Krummstäbe" in Gegenrichtung, die aber nur eine ganz kurze Umbiegung haben und in Verbindung mit anderen Linien stehen.

Wie sind diese merkwürdigen Zeichen zu deuten? *Le Rouzic* hat dafür eine Gesamtdeutung versucht, die zunächst durch ihre einheitliche Lösung besticht[51]). Die symmetrisch angeordneten Rippen des Tragsteines hält dieser Forscher für Ähren, die durch die Schwere der Frucht etwas seitlich geneigt dargestellt wurden. Das auf dem Deckstein befindliche geschäftete Beil deutet er (in Verbindung mit dem Krummstab) als Pflug, der von einem Tier (Rind?) gezogen wird, die beiden andersartigen Krummstäbe stellen dabei die Tierfüße dar, die runden eingravierten Linien Teile des Tierleibes. Alle dargestellten Sinnbilder: Ähren, Pflug mit Zugtier und Sonne gehören sozusagen einem Vorstellungskreis, dem eines ackerbautreibenden Volkes an, und *Le Rouzic* weist u. a. darauf hin, daß das Zeichen der Jungfrau im ägyptischen Tierkreis durch eine weibliche Gestalt mit Ähren und einem Pflug dargestellt wird. So bestechend – wie gesagt – diese Deutung auf den ersten Blick ist, so wird man die größten

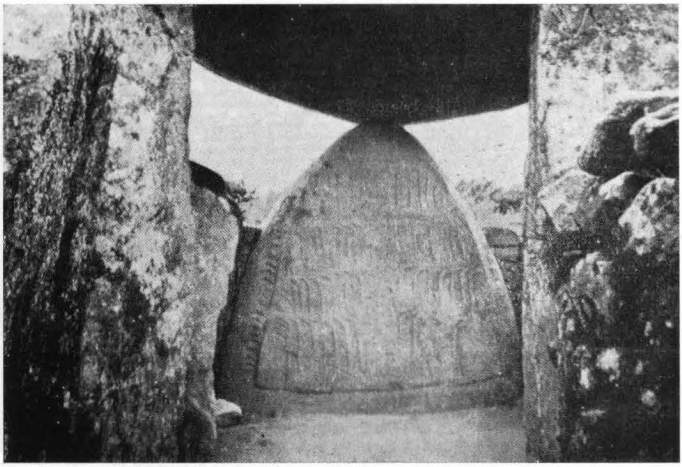

Abb. 49 Der große Tragstein des Ganggrabes „Table des Marchands" bei Locmariaquer Gem. Carnac mit „Schild" und darauf in Relief angebrachten „Krummstäben". Oben Zustand 1937, unten nach Abguß im Museum Carnac.

Bedenken sicherlich gegen die Deutung der Krummstäbe als „Ähren" anmelden müssen. Auch die „Pflugschar" findet in dieser Gestalt bisher keine Parallelen. Man wird deshalb m. E. bei

aller Hochachtung vor der Leistung *Le Rouzic's* diese Deutung kaum aufrecht erhalten können (s. auch S. 130). Leider ist auch die Deutung als „Kalenderstein", die wegen der symmetrischen Anordnung der Krummstäbe durch *A. Devoir* naheliegt, nicht recht überzeugend, doch wird sich die Fachwissenschaft sicherlich mit diesen Problemen noch weiter befassen.

Schließlich kann man auch noch, um die Reihe der mit interessanten Zeichen versehenen Gräber zu vervollständigen, auf dem Weg von *Locmariaquer* zur Spitze von *Kerpenhir* den Tumulus *Mané Er H'Roech* besuchen. Ein Steinhügel von 100 m Länge, 60 m Breite und 10 m Höhe überdeckt eine kurze, dolmenartige Grabkammer, die nur 3,90 m lang, 2,80 m breit und 1,50 m hoch ist. Bei der Ausgrabung durch *R. Galles* und *Lefèbvre* wurden 1863 außergewöhnlich reiche Funde gemacht: 9 Anhänger und 45 Perlen aus Callaïs, 102 Steinbeile und ein flacher Jadeit-Ring (Museum *Vannes).* Besonders eindrucksvoll ist an Ort und Stelle ein stelenartiger Menhir, der am Eingang gefunden, aber später im Inneren des Grabes aufgestellt wurde. Er besitzt tief eingravierte Zeichen, die verhältnismäßig gut erhalten und deutbar sind. Im oberen Teil erkennt man mindestens 4 geschäftete Beile, darunter einen „Schild" mit gebogenen Zeichen (Stierhörner?), dann wieder 4 gestielte Beile (Abguß im Mus. *Carnac)* (Abb. 50). Auch bei diesem Tumulus sind die Spuren einer Steinallee aus kleineren Menhiren noch zu finden.

Während der Tumulus *Mané Er H'Roech* schon der jüngeren Epoche der sog. Fürstenhügel angehört, können wir gleich noch eine ebenfalls gegenüber den Ganggräbern möglicherweise etwas jüngere oder auch gleichzeitige Grabform bei *Locmariaquer* kennenlernen, die sog. *Allée couverte.* Wir kehren zu diesem Zweck noch einmal nach dem Ort zurück und folgen den Schildern *„Pierres Plates"* zur Südwestspitze der Halbinsel, zu Gräbern, die hier dicht am Meer auf einem kleinen Steilufer liegen. Zunächst erblickt man aus einiger Entfernung nur einen kleinen Menhir, der nahe beim Eingang wieder aufgerichtet wurde, die Grabanlage selbst wurde bis an den Rand der Decksteine wieder angeschüttet, um die zahlreichen Steine mit Zeichen zu schützen. Trotzdem kann man den Grundriß des Grabes mit Hilfe der Decksteine gut erkennen. Die 11 Decksteine sind in einer nach dem 4. Stein einsetzenden leichten Biegung nach NW angeordnet, die Betonplatte nach dem 4. Stein zeigt eine Erweiterung des Grabraumes nach NW an (s. Plan Abb. 14). Erst wenn man in das Grab hineingeht, bemerkt man, daß ein kleiner Grabraum am Ende des Langgrabes durch einen querstehenden Tragstein abgeteilt ist. Zahlreiche Tragsteine, insgesamt 12, haben Zeichen.

Abb. 50 Stelenartiger Menhir mit eingravierten Zeichen aus dem Tumulus Mané Er H'Roech bei Locmariaquer.

Sie sind auf dem Grundriß durch ein kleines Kreuz gekennzeichnet. Die Zeichen sind auch hier sehr kräftig eingraviert, und man hat den Eindruck, daß es dem Künstler mehr auf die Herausarbeitung der erhabenen rippenförmigen Teile ankam als auf eine lineare Zeichnung. Gleich beim Eingang ist ein besonders schön verzierter Stein (der zweite auf der linken Seite), der mit 5 sehr deutlichen schildförmigen Zeichen geschmückt ist (Abb. 51). Dann folgt auf der rechten Seite nach der Biegung ein schlanker Menhir, der eine sehr schön eingravierte Zeichnung hat. Wieder ist es eine längsovale schildförmige Einfassung, die oben tief eingezogen ist. In der Mitte ist eine Längsachse deutlich erkennbar, die sich nach oben gleichmäßig gabelt. Auch über dieser geschlossenen Zeichnung ist auf dem Original noch eine gerundete Linie bzw. Rippe zu sehen, die leider auf dem Abguß im Mus. *Carnac* nicht vorhanden ist, da der Abguß zu kurz angefertigt wurde. Rechts und links der Längsachse sind, sehr regelmäßig verteilt, zuerst zwei Kreise, dann 4 Halbovale und dann wieder Kreise angebracht. Der übernächste Träger hat wieder eine Schildform, diesmal mit einem ziemlich regelmäßigen Tannenzweigmuster und einer Randverzierung, wieder der übernächste läßt eine Schildform mit Aufhänger und runden Kreisen sowie mehrere kleine „Schilde" erkennen, dann kurz vor dem Eingang zur Kammer ein wiederum sehr regelmäßig verzierter Stein, der einen „Schild" mit symmetrischen Ornamenten besitzt, diesmal

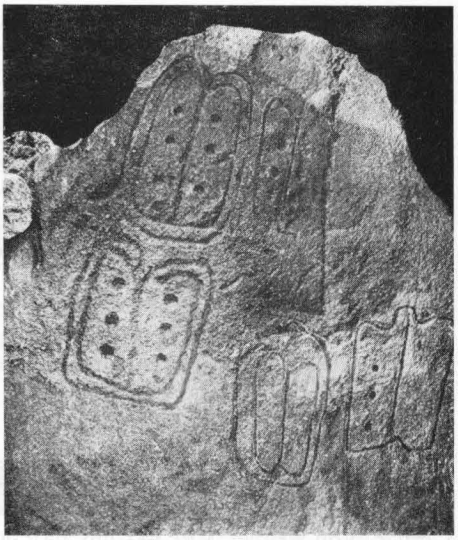

Abb. 51 Tragstein aus dem Langgrab (allée couverte coudée) Pierres Plates bei Locmariaquer mit eingraviertem „Schildzeichen" nach Abguß im Museum Carnac.

auf der einen 3, auf der anderen 4 Kreise je mit einem Punkt im Zentrum. Außerdem ist noch auf der unteren rechten Seite ein kleineres ovales Ornament mit waagrechten Streifen. Auch auf den anderen verzierten Steinen kommt eigentlich nur die Schildform deutlicher heraus. Funde aus diesem Grab sind leider nicht bekannt.

Eine der am besten erhaltenen Grabanlagen vom Typ „allée couverte" birgt der Rundhügel *Le Rocher*, der allerdings etwas weiter ab liegt. Man erreicht ihn über *Auray*, das man in Richtung *Vannes* auf N 165 verläßt, dann nach Süden (rechts) abbiegend, durchfährt man den Ort *Plougoumelen* und erreicht in der gleichen Richtung weiterfahrend kurz vor dem Rivière *d'Auray* den aus Steinen aufgehäuften flachen Hügel. Die noch sehr gut erhaltene Grabanlage biegt ungefähr in der Mitte im rechten Winkel um. Leider sind die auf einigen Tragsteinen eingravierten Zeichen nur noch sehr schwer zu erkennen, auch sind außer einer kupfernen Lanzenspitze keine bedeutende Funde dort gemacht worden.

Die Fürstenhügel

Wir können unsere kurze Beschreibung der Grabformen nicht besser abschließen, als daß wir uns jetzt der jüngsten Form der Megalithgräber zuwenden, die sowohl in ihrer Gesamtanlage als

auch in ihrer Zeitstellung eine Spätentwicklung der eigentlichen Megalithkultur darstellen. Die gewaltigen Hügel sind ihr hervorstechendstes Merkmal und sie rechtfertigen zugleich die hier gebrauchte Bezeichnung: nur ein bedeutender Feudalherr, ein „Fürst" konnte im Rahmen dieser nicht städtischen Zivilisation eine so große Macht ausüben, daß für die Errichtung seines Grabmales soviele Hände durch eine längere Zeit hindurch tätig waren. Man könnte theoretisch auch annehmen, daß dieser „Fürst" ein „Geisterfürst" oder besser gesagt ein geistlicher Fürst gewesen sein könnte, d. h. etwa ein bedeutender Priester, doch sprechen weder die überlieferten Sagen noch die Grabinhalte dafür. Wie schon oben in der Einleitung zu diesem Kapitel erwähnt, wird in der Überlieferung in solchen Hügeln das Grabmal für einen „Caesar" gesehen.

Der Tumulus St. Michel

Wir wählen als Beispiel den am besten untersuchten und zugleich auch heute am bequemsten zu besichtigenden Tumulus *St. Michel-Carnac*. Von welcher Seite wir uns auch heute *Carnac-Ville* nähern, stets springt uns dieser auf einer natürlichen Granitkuppe aufgeschichtete künstliche Hügel sofort ins Auge (Abb. 16), wie man umgekehrt von seiner Höhe herab, besonders bei klarem Wetter, eine bezaubernde Rundsicht hat auf das Meer, die reichgegliederte Küste mit dem weitausholenden Bogen der Halbinsel *Quiberon*, auf die Felder und Wiesen der fruchtbaren Küstenzone, die dunkelgrüne Fläche des Heidegebietes und einen Teil der gewaltigen Steinalleen von *Le Ménec* und *Kermario*. (Aussichtstafel auf einem kleinen „Lec'h"!) Die jetzige, dem hl. Michael geweihte Kapelle stammt aus dem Jahr 1664, doch ist sie an der Stelle einer wesentlich älteren erbaut worden, die möglicherweise schon von den ersten christlichen Mönchen und Missionaren gegründet worden ist. Gerade der hl. Michael als einer der streitbaren Erzengel wurde besonders dort verehrt, wo es galt „heidnische" Geister zu vertreiben. In dieser Kapelle wird übrigens nur am 1. Sonntag im September Messe gelesen, womit eine kleine Prozession der Fischerfrauen verbunden ist. Dabei fegen sie zuerst die Kapelle mit dem Besen rein und schütteln den Staub in die Richtung, aus der sie günstige Winde für ihre Männer wünschen. Der Hügel selbst ist an der Basis 125 m lang und 60 m breit sowie rund 10 m hoch, die obere Plattform hat eine Länge von 75 m (Ostwest-Richtung), der Rauminhalt wird auf ca. 50 000 cbm berechnet.

Schon die erste Untersuchung des Hügels durch *Galles* und *Lefèbvre* im Jahre 1862 ergab, daß der Hügel im Inneren aus

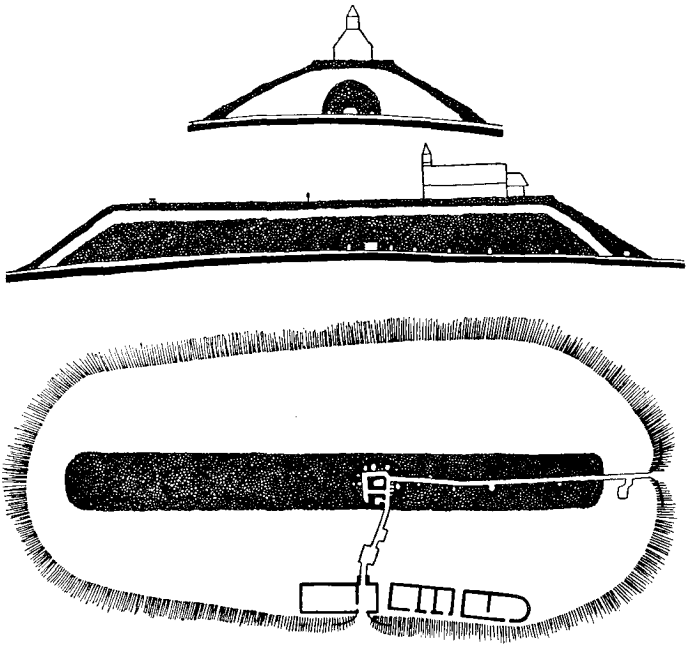

Abb. 52 Tumulus St. Michel, Carnac. Plan und Querschnitt (nach Le Rouzic).

einem langgestreckten ovalen Steinkern besteht (breton. *Galgal*), über den eine rd. 1½ m starke Schicht aus Ton aufgeschüttet worden war, während die Hügeloberfläche wieder aus Steinen besteht. Durch einen senkrechten Schacht legten die Ausgräber ungefähr in der Mitte des Hügels, aber nicht ganz auf dem gewachsenen Fels, eine größere Grabkammer frei, deren Grundriß trapezförmig ist, deren Tragsteine aus waagrecht gelegten Steinplatten bestanden und die durch zwei Deckplatten nach oben sowie durch zwei senkrecht stehende Steinplatten auch nach außen völlig abgeschlossen war, also auch keinen Gang zum Hügelrand hin hatte. Im Innern dieser Grabkammer Nr. 1 wurden gefunden: 39 Steinbeile, darunter 10 aus einer Art Jadeit, zwei von ihnen waren durchbohrt, zwei anscheinend absichtlich zerbrochen, alle steckten aufrecht in der Erde mit der Scheide nach oben, also sichtlich ein großes Beilopfer, eine Perlenkette aus 97 Callaïsperlen und 10 Anhänger aus dem gleichen Gestein, sowie die Reste einer Perlenkette aus einer Art Elfenbein (Mus. *Vannes*). Der Boden der Kammer bestand aus einer groben Packung von flachen Steinen mit verbrannten Knochenresten.

In den Jahren 1900–1906 setzte dann *Z. Le Rouzic* gemeinsam mit *Ch. Keller* die Ausgrabungen fort[15]). In einer Arbeitszeit von 29 Monaten konnte er das Bild der Anlage wesentlich weiter klären, wenn auch die Untersuchung nicht endgültig abschließen. Dazu wäre wohl eine völlige Abtragung des Hügels notwendig gewesen, die damals aus finanziellen Gründen nicht möglich war.

Die Ausgräber ließen von der Ostseite des Hügels etwa auf dem gewachsenen Boden einen Stollen in der Längsachse des Hügels nach Westen eintreiben, der dann im Zentrum nach beiden Seiten erweitert wurde. Schon am östlichen Ende des Hügels, noch außerhalb des Steinkernes, der das Hauptgrab umschloß, fanden sie eine Grabkammer ohne Gang, mit dem Eingang in NNO, bestehend aus 8 Tragsteinen, 4 großen Deckplatten und einem Bodenbelag aus feinen Kieseln. Der Inhalt war sehr dürftig: nur zwei Gefäße aus feinem Ton, 1 kleine Bronzeglocke (Hallstattzeit?), einige Feuersteinabschläge und Holzkohle. Möglicherweise handelt es sich um eine verhältnismäßig späte Nachbestattung. Sehr eindrucksvoll wurde durch die neue Ausgrabung die Zentralbestattung geklärt. Außer der schon entdeckten größeren Grabkammer 1 war eine kleinere südlich von 1 vorhanden, mit einem kleinen Gang, dazu 13 kleinere Steinkisten rings um das Hauptgrab, die alle durch eine kreisrunde Mauer zusammengefaßt waren, die nach oben in ein falsches Gewölbe überging. Es war also auch noch die alte Technik „à encorbellement" angewandt worden! (S. Plan Abb. 52). Zwei der Steinkisten im Norden enthielten unverbrannte Rinderknochen, die anderen Steinkisten Reste von Holzkohlen und verbrannte Tierknochen. Außerdem wurden außerhalb dieses Steinkreises noch 5 weitere Steinkisten innerhalb des „Galgal" entdeckt, die entlang dem Ost-Weststollen angetroffen wurden (Kleinfunde und Pläne Mus. *Carnac.)*

Man wird bei der Deutung dieses Gesamtbefunds *Le Rouzic* voll und ganz zustimmen können, der vermutet, daß unter dem gewaltigen Tumulus St. Michel auf einem sorgfältig eingeebneten und vorbereiteten Untergrund eine Art *Totenresidenz* errichtet wurde, in der ein Fürst mit seinem Gefolge sowie mit Tieren als Opfergaben bestattet worden ist. Im Gegensatz zur eigentlichen Megalithkultur war das Zentralgrab nicht nur durch einen Gang zugänglich, sondern die Überdeckung des Hügels durch eine gewaltige Steinanhäufung und eine fast hermetisch abschließende Tonschicht sollte wohl die „Ruhe" der Toten garantieren, vielleicht auch die Lebenden vor den Gefahren eines „Wiedergängers" schützen.

Abb. 53 Fürstenhügel St. Michel Gem. Carnac.

Da der Besuch des Grabhügels, der im Inneren ausreichend beleuchtet ist, stets im Rahmen einer kleinen Führung geschieht, erübrigt es sich, die einzelnen Etappen noch einmal zu schildern, jedenfalls wird man einen überwältigenden Eindruck mitnehmen.

Wenn der Hügel St. Michel bisher auch der am besten untersuchte dieser Art ist, so ist er doch nicht der einzige. Schon in der näheren Umgebung von *Carnac* wurde ein zweiter, wenig kleinerer Fürstenhügel gefunden, der Tumulus *Er Mané* bei *Le Moustoir*. Er liegt am Weg von *Carnac* nach dem genannten Ort, kurz vor der Ortsgrenze links am Wege mit einem Menhir am

Hügelrand. Der ovale Hügel hat die Ausmaße: 90 m Länge, 25 m Breite und 5,50 m Höhe. Die schon 1864 im Auftrag der Société Polymathique du *Morbihan* erfolgte Untersuchung erbrachte den gleichen Aufbau wie beim Tumulus St. Michel, nämlich einen „Galgal" mit einer Tonschicht darüber. Nur im äußersten Westen des Hügels fand sich ein gangloser Dolmen, die Kleinfunde (Tongefäße, Leichenbrand, Steinbeile, Callaïs-Perlen, Feuersteinabschläge u. a. m.) befinden sich im Mus. *Vannes*. Offenbar wurde die Zentralbestattung noch gar nicht erreicht. Ein dicht dabeiliegender kleinerer Hügel wurde von *Le Rouzic* 1897 untersucht (Funde, darunter ein Tongefäß) im Museum *Carnac*.

Einen in diese Gruppe gehörenden Tumulus haben wir schon bei *Locmariaquer* kennengelernt, den Hügel *Mané Er H'Roech*. Von den etwas weiter entfernt liegenden „Fürstenhügeln" soll besonders auf die beiden großen Hügel auf der südöstlichen Umrandung des Golfes von *Morbihan* hingewiesen werden, die in der Nähe von *Arzon* erhalten sind, den Tumulus von *Tumiac* mit 55 m Durchmesser und 15 m Höhe, der ebenfalls eine dolmenartige Grabkammer enthält, und den Tumulus *Du Petit Mont*, der auf einer Landzunge südlich von *Arzon* erhalten ist (ovaler „Galgal" von 60 m Länge und 50 m Breite). Allerdings besitzt dieser Hügel ein Ganggrab, und die Tragsteine der sehr regelmäßig rechteckig gebauten Grabkammer haben sämtlich tief eingravierte Zeichen, ebenso die beiden dicht vor der Grabkammer stehenden Tragsteine des Ganges. Neben den Zickzack- und Wellenmustern, die auf einen Teil der Tragsteine deutlich erkennbar sind, fallen hier besonders tief eingravierte und plastisch hervortretende und parallel gestellte „Füße" auf, sowie zweimal eine Art vielspeichiges „Sonnenrad". Auch dieser Hügel wurde schon sehr früh untersucht (1865), wobei sich nur die üblichen Kleinfunde (Scherben, Feuersteinpfeilspitzen, Callaïs-Perlen u. a.m.) ergaben (Mus. *Vannes*). Dagegen konnte *Le Rouzic* bei einer Nachuntersuchung 1926 anläßlich einer denkmalpflegerischen Restauration eine größere Zahl gallo-römischer Funde bergen, hauptsächlich Venus-Statuetten aus weißem und braunem Ton, die beweisen, daß auch dieses Megalithmal, wie soviel andere in dieser Zeit, als „Heiligtum" diente[52]).

Wiederum wollen wir als Abschluß ein besonders großartiges Beispiel dieser großen Fürstenhügel kennenlernen, das hinsichtlich der mit Zeichen verzierten Steine eines der schönsten nicht nur in der Bretagne, sondern innerhalb der europäischen Megalithkultur ist, den Hügel von *Gavr'Inis*[53]). Traditionsgemäß besteigen wir im kleinen Hafen von *Larmor-Baden* ein Boot, das uns

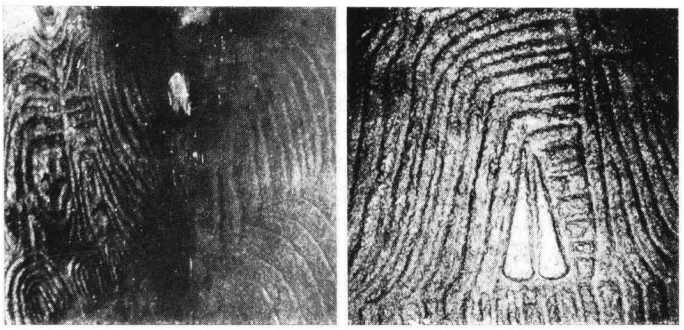

Abb. 54 Gravierte Tragsteine aus dem Tumulus von Gavr'Inis, links stilisierte menschliche (?) Figur, rechts geschwungene Relief-Verzierungen, darunter zwei Steinbeile.

in einer knappen Viertelstunde zur Insel *Gavr'Inis* (= Ziegeninsel) hinüberbringt. Nach einem kleinen Fußmarsch stehen wir dann vor dem kreisrunden Steinhügel (Galgal), der sich bei einem Randumfang von 55 m noch 8 m hoch erhebt und natürlich bei jeder Fahrt durch den Golf von *Morbihan* weithin beherrschend sichtbar ist. Im Inneren des Hügels ist ein Ganggrab erhalten, an dessen Ende eine wenig verbreiterte rechteckige Grabkammer liegt. Allerdings muß man mit der Bezeichnung „Grabkammer" ein wenig vorsichtig sein, denn eine Untersuchung durch die Société Polymathique du *Morbihan*, die allerdings schon 1832 erfolgte, hatte keinerlei Ergebnis! Sollte das „Grab" wirklich ganz leer gewesen sein? Dafür birgt diese Anlage einen ganz besonderen Schatz: fast jeder der 29 Tragsteine besitzt Zeichen, bei 23 sind sie tief eingraviert und überziehen die ganze Vorderseite der jeweils leicht gerundeten Träger (Abb. 54). Wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, so hat man zuerst den Eindruck, als ob da und dort eine menschliche Gestalt in phantastischer, fast skeletthafter Stilisierung an der Wand stehe, und in der Tat haben einige Steine (z. B. 4, 5, 6, 9, 10, 12 auf der rechten Seite vom Eingang her) kurvige „Rippen" in ziemlich symmetrischer Anordnung, die an stark stilisierte menschliche Körper (mit Gewandung) denken lassen. Allerdings zeigt dann eine nähere Betrachtung, daß sehr viele Ornamente, die wir bereits kennengelernt haben, das Bild beleben, so Steinbeile (ohne Schäfte, aber in typischer spitznackiger Form), Schlangen, konzentrische Halbkreise und Halbovale, Schildformen, Tannenzweigmuster u. a. m. Der linke große Tragstein der eigentlichen Kammer hat noch eine besondere Überraschung, in ihn sind drei kleinere Hohlräume eingearbeitet mit zwei Stegen dazwischen. Man

kann sich vorstellen, daß entweder in den Vertiefungen Öl mit Hilfe von Dochten zum Brennen gebracht wurde oder daß Halter für Fackeln angebracht worden waren. Es ist doch sehr wahrscheinlich, daß die verhältnismäßig hohe „Kammer" des Ganggrabes zugleich auch eine Art Kultstätte war. Es dürfte kaum nur ein Zufall sein, daß auch in den Megalithtempeln von Malta solche eingearbeiteten Stege häufiger vorkommen!

V. SIEDLUNGEN DER MEGALITHKULTUR

Wer etwa erwartet, daß den großartigen Anlagen der Steinmale und Megalithgräber auch nur annähernd so imposante Zeugnisse der Wohnkultur dieser Bevölkerung an die Seite gestellt werden könnten, wird sehr enttäuscht werden! Nun sind freilich Siedlungsreste, wenn es sich nicht um Steinbauten und besonders um städtische Anlagen handelt, die später nicht wieder überbaut wurden, ganz selten so gut erhalten, daß sie auch für den Nichtfachmann wirklich sehenswert sind, und selbst Holzbauten in Mooren lassen sich meist kaum für längere Zeit konservieren. In unserem Falle kommt hinzu, daß bisher nur ganz wenige Siedlungen untersucht werden konnten, und auch diese haben auffallend dürftige Spuren hinterlassen. Es werden wohl in Zukunft noch eine Anzahl von solchen Siedlungen entdeckt und ausgegraben werden, da man vermutet, daß einige befestigte Höhensiedlungen (camps), die man bisher für gallo-römisch gehalten hat, möglicherweise schon in die Megalithzeit gehören. Als Beispiel mag genügen, das „Camp de *Lizo*" anzuführen, das *Le Rouzic* in den Jahren 1923–26 teilweise untersucht hat[54]). Auf einer Anhöhe über dem breiten Fluß von *Crach*, einem durch die Flut stark verbreiterten Tal, liegt an einem Steilabfall das fast rechteckige Lager. Eine einfache Erdanschüttung (Wall), gelegentlich mit Steinen verstärkt und sicherlich ursprünglich auch mit Holzpfählen gefestigt und durch einen Graben geschützt, umschließt eine Fläche von 200 x 150 m, innerhalb deren einige runde oder halbrunde Hütten mit Steinfundament und Holzüberbau, ein Ganggrab unter einem Hügel sowie mehrere kleine Grabhügel bisher festgestellt wurden. Sehr reichhaltig waren die Kleinfunde, vor allem zahllose Scherben, rund 50 Feuersteinpfeilspitzen mit und ohne Flügel, zahlreiche gut gearbeitete Feuersteingeräte, Steinbeile, ein Kupferbeil, Reste einer Streitaxt aus Stein, Reste von einfachen Handmühlen u. a. m. (Mus. *Carnac*). Auch der Dolmen enthielt zahlreiche Tonscherben, dar-

unter solche von Glockenscherben. Man kann eine ganze Linie von solchen Befestigungen zwischen dem Fluß von *Crach* und dem von *Etel* feststellen, die vor allem auch von dem Fluß *Crach* entlang bis *La Trinité* reicht, so daß das Hauptgebiet der Megalithkultur um *Carnac* gegen einen Angriff sowohl von Land her, als auch von den Zugangswegen von der See her geschützt war. Es ist zu vermuten, daß diese Siedlungen verhältnismäßig jung sind, d. h. daß sie möglicherweise gegen eine Bevölkerung gerichtet waren, die einer von Osten her vordringenden bronzezeitlichen Kultur angehörte. Trotzdem können auch schon in älterer Zeit geschützte Wohnsiedlungen bestanden haben, da diese auch in anderen Teilen der sog. westlichen Kultur sehr früh auftreten (z. B. auch in der sog. Michelsberger-Kultur in Westdeutschland[55]). Um die geschichtlichen Ereignisse dieser Zeit darstellen zu können, müssen wir in der nun folgenden zusammenfassenden Übersicht unseren Gesichtskreis über die Bretagne hinaus erweitern.

VI. STELLUNG UND BEDEUTUNG DER ARMORIKANISCHEN MEGALITHKULTUR IM RAHMEN DER EUROPÄISCHEN VORGESCHICHTE

Zur Methode

Der Versuch, in einer zusammenfassenden abschließenden Betrachtung Stellung und Bedeutung der armorikanischen Megalithkultur darzustellen, kann nur mit den Methoden der Vorgeschichtswissenschaft unternommen werden. Auch ihr Ziel ist – wie das der Geschichtswissenschaft – die historische Wahrheit zu finden, aber sie muß sich anderer Methoden und Hilfsmittel bedienen. Das Fehlen schriftlicher Aufzeichnungen, oder sagen wir vorsichtiger, solcher in heute lesbarer Form, ist zweifellos ein großer Nachteil, aber die Vorgeschichtswissenschaft hat, zusammen mit anderen Wissenschaftszweigen, eine ganze Anzahl von neuen, meist naturwissenschaftlichen Methoden entwickelt, die insbesondere zur zeitlichen Ordnung des immer stärker anwachsenden Fundstoffes und der mit verfeinerten Hilfsmitteln gewonnenen Ausgrabungsbefunde dienen. Neben Methoden, wie z. B. der genauen Beobachtung der stratigraphischen Überschichtung, d. h. der Überlagerung von erkennbaren Horizonten etwa in Höhlen, bei Siedlungsgrabungen und Grab-

untersuchungen haben neuere, wie z. B. die sog. Pollenanalyse (Blütenstaubbestimmung) und die Jahresringforschung an Hölzern eine Verfeinerung der Datierung nacheiszeitlicher Schichten ermöglicht. Eine ganz moderne Methode der Zeitbestimmung für organische Reste aus vorgeschichtlicher Zeit hat der amerikanische Physikochemiker *W. F. Libby* 1947/48 in *Chicago* ausgearbeitet und dafür 1960 den Nobelpreis erhalten. Da sie auch für die Megalithkultur neue überraschende Ergebnisse erbrachte, müssen wir etwas auf sie eingehen [56]).

Diese Methode geht von der Erkenntnis aus, daß unter den Kohlenstoffdioxyden auch Kohlenstoff-Isotope C^{14} statt normalerweise C^{12} vorkommen, daß diese von allen Lebewesen auf der Erde aufgenommen werden und sofort nach dem Tode des betr. Organismus nach einem ganz bestimmten Zeitschema zerfallen. Den Grad des Zerfalls kann man mit Hilfe sehr feiner Instrumente messen (der sog. Halbwertszeit, d. h. der Zerfall von genau der Hälfte der C^{14}-Isotopen zu C^{12}-Isotopen ist auf 5760 Jahre festgestellt worden). So kommt man durch diese, wie sie nicht ganz exakt genannt wird, C^{14}- oder Radium-Karbon-Methode zu scheinbar sehr exakten Zeitbestimmungen. Wir sagen „scheinbar", weil es dem Nichtfachmann gegenüber unfair wäre, zu verschweigen, daß bei dieser Methode auch bei sorgfältiger Analyse im Laboratorium ganz erhebliche Fehlerquellen schon im verwendeten Ausgangsmaterial liegen können. Auf jeden Fall würde es allen wissenschaftlichen Grundsätzen zuwiderlaufen, wollte man nun alle mit Hilfe anderer Methoden gewonnenen Ergebnisse über Bord werfen und nur noch den Datierungen durch die C^{14}-Methode Glauben schenken. So erscheinen uns z. B. die für die Bretagne gefundenen C^{14}-Werte zu hoch, wie übrigens auch die in anderen Gebieten errechneten. Es muß zumindest erst einmal eine breitere Basis vor allem durch unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßnahmen gewonnenen, d. h. bei modernen Ausgrabungen frisch entnommenen Proben geschaffen werden – länger lagernde Proben z. B. Holzkohle und dgl. können allen möglichen verändernden Faktoren ausgesetzt gewesen sein – und es muß weiter gefordert werden, daß eine zweite in der Grundlage wie in der technischen Ausführung unabhängige Methode die Ergebnisse bestätigt. Erst dann kann man von einer wissenschaftlich gesicherten Basis sprechen.

Neben diesen mehr naturwissenschaftlichen Methoden gibt es auch von der Vorgeschichtswissenschaft selbst entwickelte Methoden wie z. B. die der Typologie, d. h. die Festlegung von zeitlich aufeinanderfolgenden Formreihen von Werkzeugen, Schmuck-

stücken, Waffen, Grabformen, Haustypen usw. Auch hier gilt die wissenschaftliche Forderung, daß die Ergebnisse immer wieder durch andere Methoden z. B. der Stratigraphie überprüft werden müssen und daß man sich nicht von Theorien zu sehr leiten läßt, wie etwa der, daß am Anfang einer Formentwicklung immer die „primitive" und am Ende die „vollendete" Form stehen müsse, da es sicherlich auch „Degeneration" gab. Auch auf die sog. siedlungsarchäologische Methode wird die Vorgeschichtswissenschaft nicht verzichten können. Sie beruht darauf, daß man zunächst – wie wir es auch in dieser Arbeit getan haben – die örtlichen „Gruppen" oder „Kulturen" zu beschreiben und in ihrer materiellen Erscheinungsform zu erfassen sucht. Dazu kommt dann die Festlegung der räumlichen Verbreitung dieser Gruppen. Gelingt es dann, zu einer zeitlichen Gliederung des Inventars zu kommen, z. B. mit Hilfe der oben genannten Methode, so kann man die Ausdehnung der Gruppe festlegen, die eine Ausweitung des Siedlungsraumes oder eine echte „Wanderung" sein kann. Bei der räumlichen Überschneidung verschiedener Gruppen wird man außerdem zu einer relativen zeitlichen Gliederung kommen [57]).

Von entscheidender Bedeutung ist dabei, welches Kriterium wir für die zeitliche und räumliche Abgrenzung der Gruppen zugrunde legen. Da hier gegenwärtig eine ziemliche Verwirrung der Begriffe besteht, die auch für die Megalithkultur zu unhaltbaren Theorien geführt hat, muß mit ein paar Worten darauf eingegangen werden.

Auch wenn wir hier keine eingehende Begründung dafür geben können, so ist es für jede geschichtliche Darstellung – einschl. der vorgeschichtlichen Zeit – von entscheidendem Wert, sich klarzumachen, daß sich, entsprechend dem Wesen des Menschen, das geschichtliche Werden auf drei verschiedenen Ebenen vollzieht, die man nach Alfred Weber als *Gesellschaftsprozeß, Zivilisationsprozeß* und *Kulturbewegung* bezeichnen kann [58]). In der Vorgeschichtswissenschaft stand lange Zeit der Zivilisationsprozeß, d. h. der technisch-materielle Fortschritt als alleiniges Einteilungsprinzip im Mittelpunkt. Das sog. Dreiperiodensystem, nach dem man den Fundstoff in die drei großen Perioden Steinzeit, Broncezeit und Eisenzeit aufgliederte, ist der deutlichste Ausdruck dafür. Man kann es auch heute noch anwenden, wenn es natürlich auch verfeinert werden mußte – so wurde, wie schon erwähnt, die Steinzeit in drei sehr ungleichwertige Abschnitte, die Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit aufgeteilt –, man muß sich dabei aber jedenfalls klar darüber sein, daß man damit nur eine technisch-materielle Abgrenzung

vornimmt, keinesfalls eine zeitliche, soziologische oder kulturelle! Wenn wir beispielsweise die armorikanische Megalithkultur als eine „neolithische" Kultur in diese Abfolge einstufen, so gehen wir dabei zunächst von der ursprünglich etwas schematisch getroffenen Unterscheidung aus, daß das Neolithikum die Zeit des „geschliffenen" Steingeräts, – im Gegensatz zu der vorhergehenden des „geschlagenen" Steingeräts – ist. Wir können diese Definition dahin erweitern, daß es besonders die Formen des geschliffenen Steinbeiles und anderer verwandter Geräte wie der durchbohrten Streitaxt usw. sind, die durch Verwendung neuer Gesteinsarten wie Diorit, Nephrit, Schiefer usw. zugleich die Lithik stark bereichern. Daneben kommen immer noch zahlreiche geschlagene Steingeräte aus Feuerstein, Hornstein usw. vor, die sich für die Schlagtechnik besonders eignen, aber ihre Formen (z. B. Pfeilspitzen, Dolche, Schaber usw.) sind im Neolithikum andere als in den vorhergehenden Abschnitten, auch wenn es „Übergänge" gibt. Zum Neolithikum gehört ferner die Töpferei mit ihren sehr verschiedenen lokalen Stilarten, die eine feinere zeitliche und räumliche Untergliederung ermöglicht. Alle diese Elemente treten nicht nur im Neolithikum neu auf, wichtig ist, daß sie innerhalb dieser Periode sog. typologische Reihen bilden. Es können innerhalb des Neolithikums schon einzelne Gegenstände aus Metall (z. B. aus Kupfer, Kupferlegierung und Gold) auftreten, die das Gesamtinventar aber nicht verändern, und wir können für diesen offenbar auch jüngsten Abschnitt der Jungsteinzeit einen eigenen Namen, Steinkupferzeit oder Chalkolithikum, verwenden. Von Broncezeit sollten wir sinngemäß erst dann sprechen, wenn analog Geräte, Waffen, Schmuck usw. aus dem neuen Material typologische Reihen bilden. Die Abgrenzung des Neolithikums nach dem Mesolithikum ergibt sich ebenso deutlich dadurch, daß bei diesem das geschliffene Beil, die Keramik und bestimmte Feuersteingeräte (noch) nicht vorhanden sind, dafür aber andere Formen in großer Stückzahl und in bestimmten Varianten (z. B. querschneidige Pfeilspitzen, geometrische Mikrolithen usw.). Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises darauf, daß man diese Einteilung nach technisch-zivilisatorischen Elementen auf keinen Fall für eine zeitliche Gliederung über größere Räume benutzen kann – noch heute gibt es „steinzeitliche" Kulturen neben der Industriegesellschaft, aber auch nicht für den gesellschaftlichen Status oder als Kennzeichen einer „Kultur!" Ein solcher Irrtum scheint mir bei der besonders im angelsächsischen Schrifttum neuerdings behaupteten „neolithischen Revolution[59]) vorzuliegen, die allerdings auch schon deutliche Ablehnung erfahren

hat[60]). Man kann unmöglich als Ausgangspunkt einer „neolithischen Revolution" eine Gruppe wählen, die gar nicht dem Neolithikum (materiell) angehört, wie z. B. die mesolithischen Kulturen in Palästina, wo ganz wichtige Elemente wie Beil und Keramik fehlen, einzig und allein, weil dort schon eine stadtähnliche soziologische Struktur vorliegt. Ein soziologischer Strukturwandel ist aber von vielen Faktoren abhängig, kaum aber von der Übernahme und Verwendung einzelner Gegenstände der materiellen Kultur!

Der Gesellschaftsprozeß, in dem sich zugleich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse widerspiegeln, ist bisher verhältnismäßig wenig in der Vorgeschichtswissenschaft beachtet worden, obwohl er für das Verständnis der vorgeschichtlichen Kulturen sehr wichtig ist. Es darf heute als gesichert gelten, daß während der längsten Zeit der Menschheitsentwicklung die Wirtschaftsform des sog. *Wildbeuters* herrschte. Ihr Kennzeichen ist, daß alles, was für die menschliche Ernährung geeignet war, entweder durch Jagd oder durch bloßes Einsammeln gewonnen wurde, ohne eigene „Produktion" von Lebensmitteln. Eine solche Wirtschaftsform beschränkt die Größe der wohl durch familiäre Bindung zusammengeschlossenen Gruppe, bedingt auch – von einzelnen besonders wildreichen Räumen abgesehen – einen sehr großen Lebensraum der Horde, die beweglich bleiben mußte, auch wenn sie gelegentlich längere Zeit hindurch eine Höhle oder einen geschützten Felsüberhang bewohnen konnte. Eine Änderung in der Lebenshaltung konnte erst eintreten, wenn es dem Menschen gelang, entweder die Beschaffung pflanzlicher Nahrungsmittel so zu steigern, daß man auf die – inzwischen spezialisierte – Jagd als einem wesentlichen Teil der Nahrungsbeschaffung weitgehend verzichten oder aber neue „tierische" Nahrungsquellen erschließen konnte. Beide Möglichkeiten wurden durch die Erfindungsgabe menschlicher Gruppen geschaffen. Die Erzeugung von Pflanzennahrung bzw. der Anbau von zu „Kulturpflanzen" gewordenen Wildarten auf dafür besonders geeigneten Böden (z. B. regelmäßige Überschwemmungsgebiete im Niltal, Zwei- und Fünfstromland oder der fruchtbare Lößgürtel Eurasiens) war offenbar schon im 6. und 5. Jahrtausend sehr erfolgreich) und führte zur Seßhaftigkeit in zunächst nicht sehr großen, dorfähnlichen Siedlungen. Entsprechend der Rolle der Frau hatten diese „Pflanzenkulturen" eine mutterrechtliche Struktur. Eine andere ebenfalls genutzte Möglichkeit war die, an den Ufern des Meeres und der Binnenseen alle erreichbaren und sich selbst erneuernden „Früchte des Meeres", Fische, Muscheln, Schnecken usw. als Nahrungs-

basis zu nutzen und daneben sowohl die Jagd auf Landtiere als auch den allmählichen Anbau von Pflanzen zur Ergänzung der Ernährungsbasis auszuüben.
Die – scheinbar naheliegende – Umwandlung des Jägers in die Rolle des „Hegers", des Hirten, ist trotz eines beim Ren zu beobachtenden Ausnahmefalles nur über den Umweg der allmählichen Gewöhnung einzelner Wildtiere an den Menschen und sein Haus innerhalb des Pflanzerkreises möglich gewesen (mit Ausnahme des Hundes), sie gelang jedenfalls bei Schwein, Rind, Ziege, Schaf und Pferd. Die Verbindung von Pflanzerkultur und „Haustier" ermöglichte in verschiedenen Zentren des eurasischen Raumes den Schritt zur „Pflugkultur", die allein dann den weiteren Schritt zur „Hochkultur" mit städtischer Organisation ermöglichte, während in weniger für den Anbau geeigneten Räumen die Viehzucht, das Hirtentum blühte. Aber es handelte sich dabei keineswegs um „zwangsläufige" Entwicklungen, alle diese möglichen Modelle konnten nebeneinander und nacheinander bestehen. Eine gewisse Abhängigkeit bestand nur zwischen der Wirtschaftsstruktur und der Größe der Gruppen. So waren z. B. die Pflanzerkulturen auch nach der Ingebrauchnahme des Pfluges in der Größe der einzelnen Siedlungen von der Ertragskraft des Bodens abhängig, die sie (ohne künstliche Düngung) nicht steigern konnten. Nahm die Bevölkerungszahl zu, mußte neuer Raum erschlossen werden, was keine Schwierigkeiten machte, solange genügend Siedlungsraum in der Nähe vorhanden war, der nicht von anderen Gruppen beansprucht wurde. Diese natürliche Expansion (oder Segmentation) können wir durch die ganze vorgeschichtliche Zeit hindurch beobachten. War aber der benachbarte Raum besetzt, so gab es entweder kriegerische Verwicklungen oder aber eine „echte" Auswanderung, d. h. es wurde meist die „Jungmannschaft" einer Gruppe dazu bestimmt, eine neue Heimat zu suchen, so wie wir es etwa von den Wanderungen der griechischen Kolonisation in frühgeschichtlicher Zeit kennen. Dieser Zustand ist wohl für den jüngeren Abschnitt des westeuropäischen Neolithikums anzunehmen, wo wir sowohl Anzeichen für kriegerische Auseinandersetzungen (Wehranlagen) als auch für echte Wanderbewegungen (z. B. Glockenbecherkultur!) haben. Die Hirtenkriegerkulturen waren offenbar noch beweglicher, auch bei den bäuerlichen Kulturen lag das Schwergewicht mehr auf dem Viehbesitz, auf jeden Fall waren diese wandernden Gruppen die gefürchteten Feinde der seßhaften Pflanzer- und Pflugkulturen; nicht selten führten solche „Überlagerungen" zu größerer Machtzusammenballung, zur „Feudalisierung".

Über die „kulturelle" Entwicklung im engeren Sinn unserer Dreiteilung kann allgemein wenig ausgesagt werden, unter ihr verstehen wir das Einmalige jeder Kultur, das seinen Ursprung im Schöpferischen einer Gruppe, einer „Population" hat, die Träger einer Kultur ist. Es ist das „Irrationale" in der Geschichte und entzieht sich daher einer Gesetzmäßigkeit. Die grundsätzliche Frage, die sich dabei stellt, ist, ob wir – etwa im Sinne der Kulturkreislehre – eine einheitliche Ausbreitung der Kultur der Menschheit annehmen müssen oder ob wir von der Vorstellung ausgehen können, daß in verschiedenen Räumen, oft in zeitlich nicht einmal großen Abständen konvergente Kulturerscheinungen ohne direkte Berührung und Übertragung sich entwickeln können. Es mag die Feststellung genügen, daß wir der letzteren Auffassung zuneigen, ohne hier eine ausführliche Begründung geben zu können[61]).

Die zeitliche Ordnung

Wie schon im beschreibenden Teil deutlich geworden ist, können wir für die früheste Besiedlung Armorikas die sog. Muschelhaufenkultur namhaft machen. Ihr technisch-zivilisatorischer Habitus ist noch mesolithisch, besonders die Feuersteingeräte (Dreiecke, Trapeze, querschneidige Pfeilspitzen) gehören dem sog. Tardénoisien an. Die Wirtschaftsform ist ebenfalls eindeutig: Meeresmuscheln und Krustazeen bilden eine Hauptquelle der Ernährung, aber auch die Jagd wird noch ausgeübt, besonders auf das „königliche" Tier, den Hirsch, das Wildschwein und zahlreiche Vögel wie Wildente, Wildtaube bis zum großen Pinguin. Daneben fehlte sicherlich nicht die pflanzliche Nahrung, auch wenn sie im Fundinventar kaum in Erscheinung tritt (wie z. B. die Wildbirne). Die Nahrung wurde schon mit Hilfe von Feuer zubereitet, Holzkohle der Eiche und der vorhin genannten Wildbirne sowie des Faulbaumes wurden festgestellt.
Eine gewisse soziale Gliederung der Gruppe ist erkennbar: in Männergräbern fand sich ein sog. „Kommandostab" und öfters als Beigabe Hirschgeweihe, in Frauengräbern spielt der Schmuck (durchbohrte Muschelschalen von Cypris, Litorina und Cardium) eine Rolle.
Trotz dieses mesolithischen Habitus könnte das Alter dieser Kultur natürlich relativ jung sein, sogar gleichzeitig etwa der Megalithkultur. Die C^{14}-Methode hat für eine solche Siedlung auf der Landspitze La *Torche* Gem. *Ploemeur (Finistère)* ein Alter von 4010 ($\pm$ 80 J.) und für die mesolithische Schicht von

Hoëdic 4625 v. Chr. ($\pm$ 350 J.) ergeben[64]). Sollten diese Zahlen auch zu hoch sein, so sind sie, wie wir noch sehen werden, doch relativ höher als die der „neolithischen" Kulturen, sie liegen auch in dem Bereich, den wir aus anderen Gründen für die Muschelhaufenkulturen in Dänemark annehmen müssen, nämlich zumindest das 5. Jahrtausend v. Chr. Von dem schon erwähnten einzigen Fundplatz des Campignien können wir solche Angaben bisher nicht machen.

Sowohl der Habitus der Funde (querschneidige Feuersteinpfeilspitzen, einfache geschliffene Steinbeile und Steinmeißel, grobe, unverzierte Keramik mit gerundeten Böden ohne Standfläche), als auch die Form der Grabbauten (Steinkisten und kleine Steinpackungsgräber, wahrscheinlich mit Leichenbrand innerhalb der sog. älteren Langhügel (tertre tumulaire), die Verwendung von Menhiren als Malsteine), ließen es Z. *Le Rouzic* als sehr wahrscheinlich erscheinen, in der älteren Langgrabkultur die älteste neolithische Kultur auf dem Boden der Bretagne zu erblicken, die zudem noch „vormegalithisch" war[52]). Inzwischen hat die C^{14}-Methode für einige Überraschungen gesorgt. Zwar wurde für die verwandte Windmill-Hill-Kultur in Südengland ein Alter von 2760 v. Chr. ermittelt, was nach den bisherigen Vorstellungen schon sehr hoch ist, aber immerhin an die oben genannten Zahlen für das Mesolithikum anschließen könnte, doch wurden sehr viel höhere Alterswerte für die Megalithkulturen der Bretagne ermittelt, die das bisherige chronologische System einstürzen würden. Wir haben unsere Bedenken gegen die Zuverlässigkeit der C^{14}-Zahlen schon geäußert und neigen deshalb dazu, der Vorstellung von *Le Rouzic* weiterhin als Arbeitshypothese den Vorrang zu geben.

Noch während diese ältere Langhügelkultur andauerte, trat in der Bretagne die eigentliche „Megalithkultur" in Erscheinung, nach den bisherigen Befunden in der Form der älteren Ganggräber mit Kuppelgewölbe. Der deutliche Gegensatz zu der vorherigen Kultur besteht nicht so sehr in dem Inhalt der Gräber, sondern in einer andersartigen Begräbnissitte: während die Bestattungen vorher durch eine kunstvoll aufgebaute Steinüberdeckung für alle Zeiten – vielleicht nicht so sehr im Interesse der Toten als der Lebenden – abgeschlossen wurden, haben die großen Megalithgräber einen durch einen Gang ständig zugänglichen Grab- und Kultraum geschaffen, der ebenfalls durch einen gewaltigen Erdhügel geschützt wurde. Es wird nicht notwendig sein, hier noch einmal die Einzelheiten der Beigaben aufzuzählen, die in diesen Gräbern geborgen werden konnten, Keramik, Schmuck, Werkzeuge, Waffen, sie alle zeigen teils typologisch

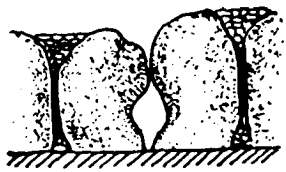

Abb. 55 Tragsteine mit „Seelenloch". Langgrab Kerlescan I, Gem. Carnac.

jüngere, teils neue Formen (z. B. Perlen aus Callaï), so daß man eine zeitliche Folge annehmen kann.
Man kann sogar einen Einfluß der Megalithkultur auf die Langgrabkultur wahrscheinlich machen. Bei den Megalithgräbern der iberischen Halbinsel hat man schon öfters eine runde Durchbohrung einer sog. Verschlußplatte am Eingang zur eigentlichen Grabkammer entdeckt, die man auch als „Seelenloch" bezeichnete. Bei einem bretonischen Langgrab und zwar bei dem Ganggrab von *Kerlescan I* (Gem. *Carnac)*, das ca. 150 m nordöstlich von dem ausführlich (S. 79) beschriebenen älteren Langgrab von *Kerlescan II* liegt, hat der Reverend *Lukis* 1866 anläßlich einer Nachuntersuchung festgestellt, daß die Grabkammer durch zwei querstehende Steine abgeteilt war, in die wenig über Bodenhöhe eine ovale Öffnung eingeschliffen worden war. Auf der Südseite der Steinkiste war, 4 m von ihrem östlichen Ende, die gleiche ovale Öffnung an zwei Tragsteinen angebracht worden (s. Abb. 55). Die technisch äußerst schwierige Prozedur des Ausbohrens einer Öffnung in zwei Granitsteine, die schon der große schwedische Forscher Montelius als ein Merkmal der Megalithkultur angesehen hat, ist also offensichtlich von den „Langgrableuten" übernommen und beibehalten worden, wie wir daraus ersehen, daß sie auch im Ausstrahlungsgebiet z. B. den Steinkisten auf deutschem Boden vorkommt (z. B. Züschen bei Fritzlar). Für eine zeitliche Untergliederung der Megalithkultur können wir, wie schon erwähnt, die Ausbreitung der sog. Glockenbecherkultur benutzen. Für diese Glockenbecherkultur konnte bisher erst ein C^{14}-Wert und zwar in den Niederlanden gewonnen werden, der um 2100 v. Chr. liegt. Das ist zwar etwas höher als die bisherige Annahme, die etwa um 2000–1800 liegt, doch ergibt sich keine allzu große Diskrepanz. Dagegen sind die für die Megalithgräber der Bretagne gewonnenen Zahlenwerte sehr hoch und werden unter dem üblichen Vorbehalt genannt: für das Ganggrab *Kercado* 3800 v. Chr. ($\pm$ 300 J.), *Ploudalmezeau (Ile Carn, Finist.)* 3270 ($\pm$ 75 J.), für das zerstörte Ganggrab *Mane Kernaplay* Gem. *St. Philibert* 2785–2470 ($\pm$ 120 J.).

Als jüngste Gruppe, die sozusagen beide Elemente zusammenfassen, haben wir in unserem beschreibenden Teil die sog. Fürstenhügelkultur geschildert. Sowohl in der Keramik, in der noch neue Elemente hinzukommen, als im Schmuck und in der Keramik, bei der auch überall Glockenbecher vertreten sind, ergibt sich eine relativ späte Ansetzung dieser Gruppe. Allerdings hat die C^{14}-Methode hier noch erstaunlichere Ergebnisse gezeitigt, so z. B. für die Zentralkammer des Tumulus St. Michel bei *Carnac* 3720 v. Chr. ($\pm$ 300 J.), für die Nebenkammern 3120 ($\pm$ 130 J.), 2985 ($\pm$ 180 J.) und 2920 ($\pm$ 125 J.) v. Chr. Für eine andere kleine Kammer sogar 7030 und 6650 v. Chr.! Das dürfte denn doch zu hoch sein und unsere Skepsis auch den anderen sehr hohen Datierungen gegenüber nur noch steigern [64]).

Das räumliche Nebeneinander

Die mesolithische Muschelhaufenkultur ist in der Bretagne, wie schon erwähnt, hauptsächlich durch die Funde der Inseln *Téviec* und *Hoëdic* und der Spitze von *La Torche (*Gem. *Plomeur)* vertreten (Mus. *Carnac).* Da auch nach den Funden anzunehmen ist, daß damals diese Inseln noch mit dem Festland zusammenhingen, spricht dies ebenfalls für ihr hohes Alter. Aber auch an anderen Stellen, so z. B. in der Kieler Förde, sind Funde dieser Stufe (z.B. vom Fundort *Ellerbek)* aus heute tief unter dem Wasserspiegel liegenden Schichten gehoben worden. Die Ausdehnung dieser Muschelhaufenkultur reicht in sehr ähnlichen Formen von Nordafrika über Portugal, Spanien, der Bretagne bis Schleswig-Holstein und Jütland mit den dänischen Inseln [65]). Nehmen wir noch hinzu, daß die Formen des „Tardénoisien" bis nach Osteuropa, das westliche Asien und sogar bis Indien nachweisbar sind, so zeigt es sich deutlich, daß dieses „mikrolithische" Mesolithikum noch eine weiträumige Ausdehnungsmöglichkeit für gleichartige Formen besaß, wie sie nur in der Stufe des Wildbeutertums gegeben war. Es beginnen sich aber schon größere „Provinzen" abzuzeichnen, so z. B. die westmittelmeerische und atlantische Muschelhaufenkultur, bei der die beginnende Seßhaftigkeit durch die gleichartige Ernährungsbasis aus dem Meer günstige Voraussetzungen besaß. Genau die gleiche räumliche Ausdehnung hat aber auch die spätere „atlantische" Megalithkultur! Das kann so wenig ein Zufall sein, wie auch die Gesamtausbreitung der späteren Megalithkultur insgesamt mit der Ausbreitung des Tardénoisien übereinstimmt! Wir müssen doch wohl annehmen, daß wir hier sog. Wurzelkulturen vor uns haben, in denen schon die Keime für die späteren jungsteinzeitlichen Kulturen vor-

handen waren, die sich später bei zunehmender Seßhaftigkeit differenzierten.
Ferner ist wichtig festzuhalten, daß der Lebensraum dieser mesolithischen Kultur im 5. Jhtsd. eingeengt wurde, einmal durch die Küstensenkung sowohl der atlantischen als der Nordseeküste, zum andern auch durch das Vorrücken des Urwaldes, der in dieser Zeit schon Eichenmischwald war und nur an seinen Rändern durch Brennrodung etwas zurückgedrängt werden konnte, aber z. B. in den bergigen Teilen der Bretagne die Bewegungsfreiheit einschränkte. Insbesondere der Einbruch des Golfes von *Morbihan* wird wertvolles Siedlungsland vernichtet haben. Allerdings ist nicht anzunehmen, daß die mesolithische Bevölkerung dadurch ganz vertrieben wurde, sie wird nach wie vor den dicht an der Küste gelegenen Saum waldfreien Landes bewohnt haben. Möglicherweise ist ein Teil auch in der sich von Osten her auf die Bretagne zu ausdehnenden älteren neolithischen Kultur aufgegangen, der wir den Namen Langgrabkultur gegeben haben.
Diese ältere Langgrabkultur gehört ebenfalls einer größeren Gruppe an, für die sich der Ausdruck „Westische neolithische Kultur" eingebürgert hat. Nach einzelnen Fundorten, die besonders auffallende Funde geliefert haben (aber deswegen keineswegs „Zentren" dieser Kultur gewesen sein müssen!), spricht man auch von einer *Chassey (Saône et Loire) – Cortaillod* und *Horgen* (Schweiz) – *La Lagozza* (Norditalien)-Kultur, an die sich jüngere desselben Kreises wie die *Windmill-Hill-Kultur* in Südengland, die *Michelsberg-Kultur* (nach dem Michelsberg bei Bruchsal in Baden) und die spanischen Kulturen von *Almeria* und *Los Millares* anschließen[66]). Sie vertreten sozusagen die „binnenländische" Fazies des westeuropäischen Neolithikums (Abb. 56), die sicherlich aus dem Tardénoisien unter Einbeziehung des grobgerätigen Campignien hervorgegangen ist. Wenn auch in älterer Zeit z. B. in Süditalien kleinere Grenzbeziehungen zur donauländisch-balkanischen Bandkeramik bestanden haben, so ist keinesfalls die ältere „westische" Kultur des Neolithikums von dorther abzuleiten. Ebensowenig können wir die im atlantischen Raum von Portugal bis Dänemark auf der Grundlage der Muschelhaufenkultur erwachsende neolithische Megalithkultur auf eine anthropologische, kulturelle oder gar nur geistige „Wanderung" vom östlichen zum westlichen Mittelmeer zurückführen. So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, keinesfalls die Megalithkultur auf Malta als „Vorläuferin" der atlantischen Megalithkultur anzusehen, wir können in ihr nur eine Konvergenzentwicklung sehen.

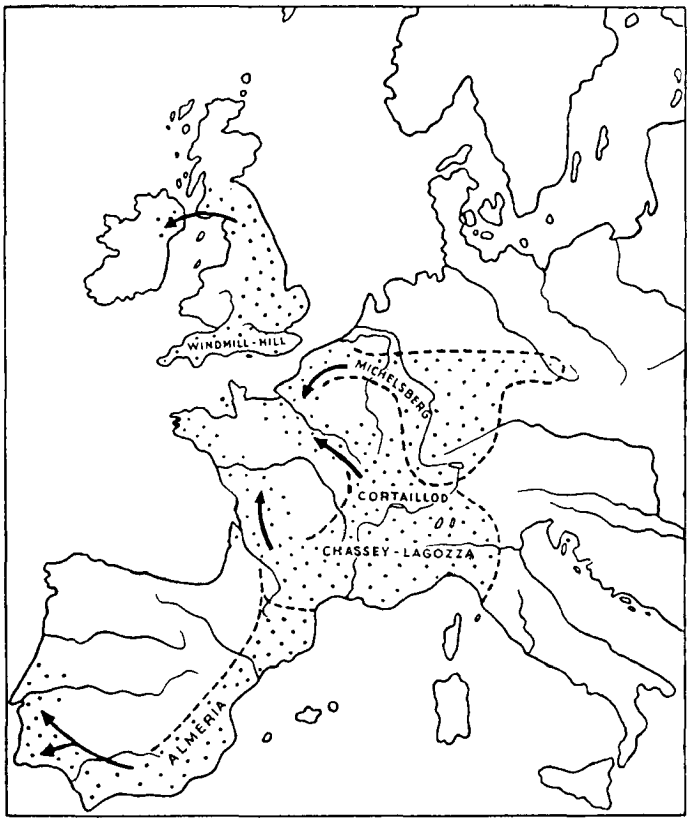

Abb. 56 Ausbreitung der „westischen" neolithischen Gruppen nach kennzeichnenden Fundorten benannt im 3. Jahrtausend v. Chr. (nach Bailloud und Mieg de Boofzheim [2] Taf. XXXVII).

Nur in zwei Fällen scheinen echte „Wanderungen" vorzuliegen: bei der verhältnismäßig raschen Ausbreitung der Träger der Glockenbecherkultur und der wohl damit zusammenhängenden Ausbreitung der jüngeren Langgräber (zusammen mit den Menhiren) nach Mitteldeutschland.

Die Glockenbecher-„Bewegung" hat ihren Ausgangspunkt nach Ansicht der meisten Fachleute auf der Iberischen Halbinsel gehabt und sich von hier sowohl über das Gebiet der atlantischen Megalithkultur als auch der „westischen Kultur" ausgebreitet (s. Karte Abb. 56 u. 57). Man hat diese außergewöhnliche Ausbreitung, die, wie schon erwähnt, um das Jahr 2000 v. Chr. in wahrscheinlich etwa 200 Jahrhunderten vor sich ging, dadurch zu

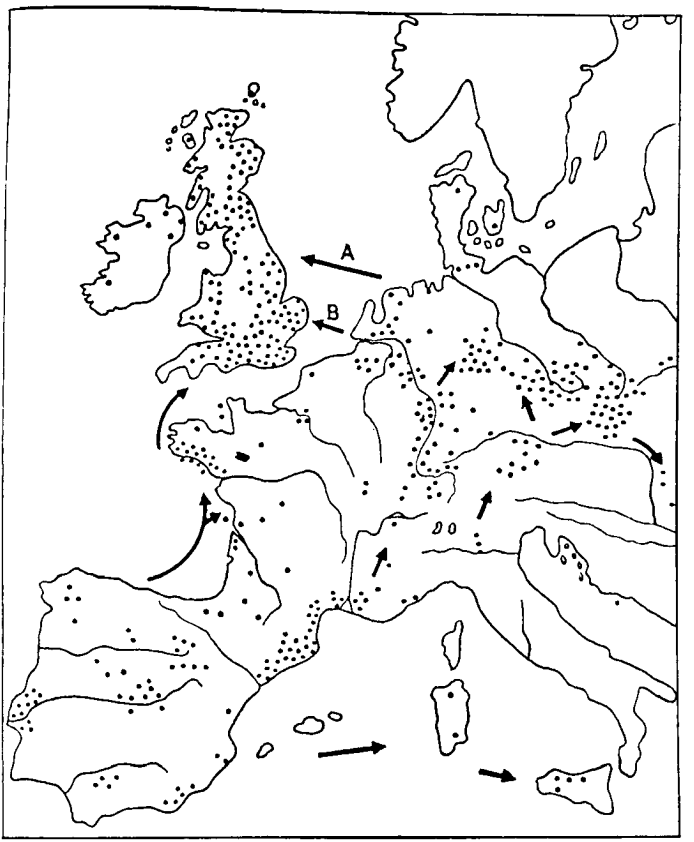

Abb. 57 Ausbreitung der Glockenbecher in Westeuropa um 2000 v. Chr. (nach Bailloud und Mieg de Boofzheim [2] Taf. LXVII).

erklären versucht, daß man in den Trägern der Glockenbecherkultur sog. „Prospektoren" sehen wollte, die insbesondere auf der Suche nach Kupfer waren, das sie in ihrer spanischen Heimat schon zu gewinnen und zu verarbeiten wußten. Man könnte dabei auf Parallelen etwa in Afrika verweisen, wo bis in die jüngste Zeit innerhalb der Pflanzerkulturen die „Schmiede" eine eigene wandernde Kaste bildeten. Es ist aber auch denkbar, daß die Glockenbecherleute eine Art „Hirtenkriegerkultur" darstellten, die rasch beweglich war und zudem auch eine Herrscherkaste darstellte. Das würde sehr gut die Entwicklung der „Feudalisierung" erklären, die wir dann in der jüngsten Stufe

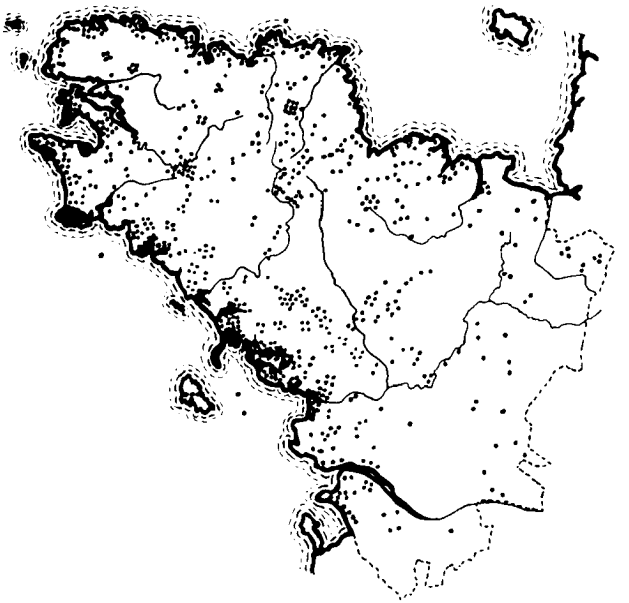

Abb. 58 Verbreitung der Megalithgräber in der Bretagne nach Giot (9).

der sog. Fürstenhügel auf dem Höhepunkt sehen. Ein gleichartiger Vorgang läßt sich zudem im Ausdehnungsgebiet der Glockenbecherkultur gemeinsam mit den jüngeren Langgräbern, den „Steinkisten westeuropäischer Art" in Mitteldeutschland feststellen, wo sich am Ende der Jungsteinzeit, einem Chalkolithikum ungefähr gleicher Zeitstellung (um 1800), eine „Fürstenhügelzeit" [68]) entwickelte.

Innerhalb der Megalithkultur hat die armorikanische Gruppe (s. Karte Abb. 58) auch Beziehungen zur „nordischen" Megalithkultur gehabt. So gibt es insbesondere Streitäxte aus Felsgestein, die von dort kommen und deren Parallelen man hier findet (z. B. für die Bootsaxt von *Mané Meur-Quiberon* (Abb. 59), eine entsprechende Axt aus *Boren* Krs. Schleswig). Eine besonders überraschende Deutung hat die Anwesenheit von sog. Kragenflaschen aus der nordischen Megalithkultur (Abb. 60) gefunden. *Johannes Pätzold* konnte in einer aus der Megalithsiedlung bei Oldenburg stammenden Kragenflasche chemisch reinen Schwefel nachweisen und schließt daraus wohl mit Recht, daß es sich bei diesem Typ um Medizinfläschchen handeln müsse [69])! Auf die in Grabform und Keramik reichlich vorhandenen Paral-

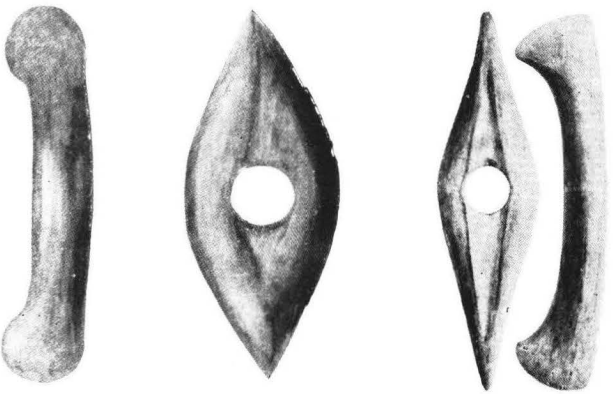

Abb. 59 Bootsaxt aus Schiefer, in einer Steinkiste zusammen mit gekrümmtem Skelett im Hügel des Ganggrabes Mané Meur (Gem. Quiberon) gefunden. Länge 153 mm (links) Nachbestattung (?). Zum Vergleich Bootsaxt aus einem sog. Bodengrab bei Boren, Krs. Schleswig (nach Schwantes), Länge 250 mm (rechts).

lelen zu südwestenglischen Megalithgräbern kann hier nur summarisch hingewiesen werden, sie sind in der englischen und französischen Literatur eingehender behandelt worden[70]). Dagegen soll wenigstens ganz knapp auf die in Südengland früher offenbar sehr zahlreich vorhanden gewesenen „Steinkreise" hingewiesen werden, von denen der bekannteste und imposanteste Stonehenge bei Salisbury ist; ein zweiter ist bei Avebury (mit zwei nebeneinander liegenden Steinkreisen) er-

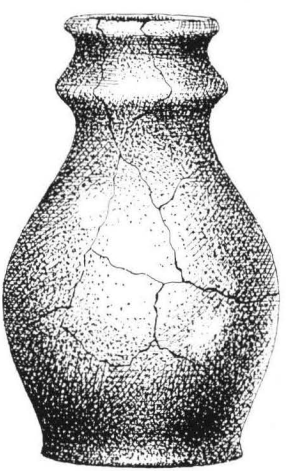

Abb. 60 Kragenflasche (wahrscheinlich Medizinfläschchen) aus einem reich ausgestatteten Ganggrab mit runder Kammer Lann-Bluenn Gem. Guidel. Ehemalige Sammlung du Chatellier (jetzt im National-Museum St. Germain). Höhe des Originals 162 mm.

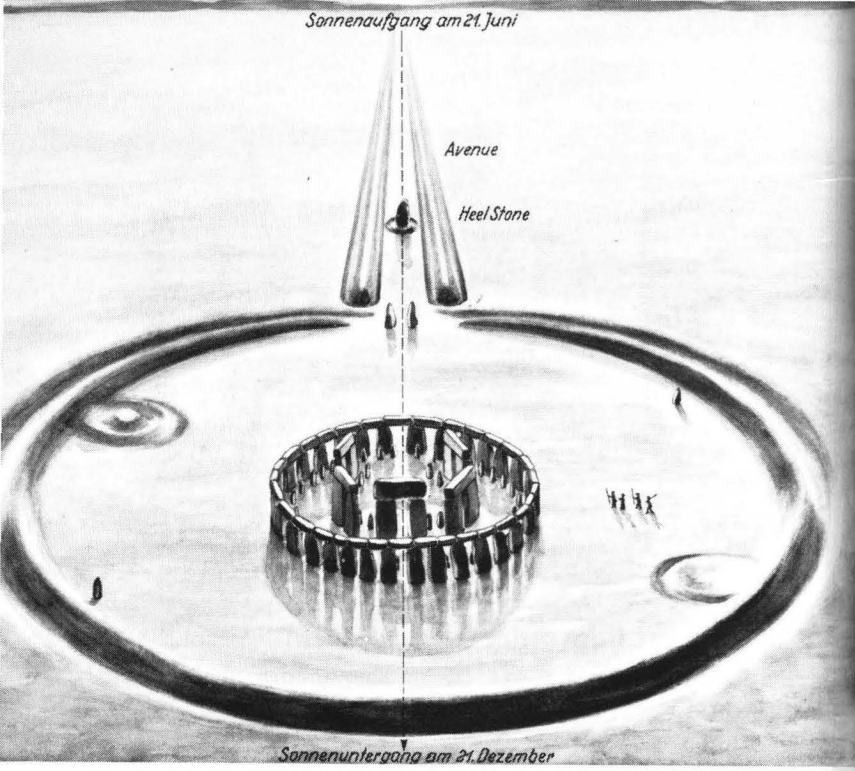

Abb. 61 Rekonstruktionsversuch des Heiligtums von Stonehenge. (NB: die Zwischenräume der Menhire der äußeren Steinreihe waren wahrscheinlich ebenfalls durch Bruchsteine geschlossen!).

halten. Es bedarf nach dem, was zu den bretonischen Cromlec'hs ausgeführt wurde (s. S. 60 ff.) kaum eines ausführlichen Beweises, daß wir uns zur Rekonstruktion der heute stark zerstörten Anlage (Abb. 61, 62) nicht nur einen in regelmäßigen Abständen gestalteten Steinkreis vorstellen müssen, sondern daß sehr wahrscheinlich auch die Zwischenräume mit kleinen Steinen verschlossen waren, so daß ein ebenfalls nach außen völlig abgeschlossener „heiliger" Raum im Inneren entstand. Anstelle der mehrspurigen Steinalleen hat in diesem Fall ein einziger – ebenfalls „georteter" – Prozessionsweg zu diesem Heiligtum geführt[71]).

Die kulturelle Leistung

In der bisherigen Darstellung war zwar immer schon die Rede von „Kulturen", aber wir haben zu ihrer Kennzeichnung mehr technisch-zivilisatorische und gesellschaftlich-soziale Merkmale herangezogen. Um den vollen Wert einer menschlichen Kultur

Abb. 62 Der Steinkreis von Stonehenge (Südengland) aus der Vogelschau (heutiger, teilweiser restaurierter Zustand).

zu erfassen, müssen wir abschließend die einmaligen geistigen Leistungen ins Auge fassen, die dem Schöpferischen im Menschen ihr Dasein verdanken. Natürlich waren es in erster Linie geistige Impulse, denen die für die Seßhaftwerdung, den Nahrungserwerb aus dem Meer – einschließlich der Erfindung des Floßes und der Barke [72]) – zur Errichtung und Ausgestaltung der Gräber, der neuen Geräte und Waffen, des Schmuckes und der Siedlungen notwendigen Erfindungen ihre Entstehung verdanken. Aber es ist wohl kaum möglich, diese Leistungen innerhalb der großen Kreise des atlantischen Mesolithikums und Neolithikums zu lokalisieren. Für spezifisch „armorikanisch" dürfen wir dagegen die Errichtung der Menhire als „Malsteine" mit der schon geschilderten vielseitigen Vorstellungswelt ansehen. Auch die Errichtung kleinerer umhegter Bezirke aus Malsteinen, die geschlossenen Cromlec'hs vom Typ *Er Lannic* können wir für das armorikanische Neolithikum als Eigenleistung ansehen, wenn auch die dort besonders gefundenen „Untersätze" ihre Parallelen im „westischen" Kreis haben und ein solcher Untersatz aus Kupfer oder Kupferlegierung sogar von Schliemann in der

2. Schicht von *Troja* gefunden wurde![73]) (Zeitstellung dieser 2. Stadt nach neuerer Auffassung 2400–2200 v. Chr.).

Einen besonderen Rang nehmen in diesem Zusammenhang die in der Bretagne besonders zahlreichen Bildzeichen ein, die im jüngeren Neolithikum und Chalkolithikum Armorikas auftreten und auf den Trag- und Decksteinen der Megalith- und jüngeren Langgräber angebracht worden sind. Zu ihrer Deutung sind schon verschiedene, mehr oder minder wissenschaftlich fundierte Theorien aufgestellt worden, weshalb es notwendig erscheint, in dieser Zusammenfassung noch einmal kurz auf sie einzugehen.

Der Praehistoriker wird zunächst nach den Wurzeln einer solchen „Kunst" Ausschau halten. Hier bietet sich zeitlich und räumlich gleich naheliegend die sog. ostspanische Felsmalerei an, die von H. Kühn[74]) in das 3. Jahrtausend v. Chr. eingestuft, von anderen Forschern allerdings für älter gehalten wird, die aber jedenfalls ihrem ganzen Habitus nach in das Mesolithikum gehört. Die meisten der auf überhängenden Felsen (Abris) der Gebirge im SO und S Spaniens in roter Farbe aufgemalten, verhältnismäßig kleinen Bilder stellen den Menschen als Jäger in starker Bewegung und Schematisierung dar. Er kämpft mit den bevorzugten Jagdtieren, Hirsch und Wildrind, oder auch untereinander mit Pfeil und Bogen und Wurfspeer. Die Jäger tragen stolze Federbüsche und eine Art Strumpfhosen, Frauen sammeln Honig ein und tanzen in kultischen Szenen; wir können diese Bilder geradezu als eine Illustrierung des Lebens der „binnenländischen" Mesolithiker ansehen!

Immer stärkere Stilisierung und Schematisierung der menschlichen Figur führte zu einer „zeichenhaften", chiffrenartigen Darstellung, wie sie uns dann in den Gravierungen der Megalithgräber zuerst der iberischen Halbinsel entgegentritt. Als Beispiel sei die 1944 von Almogro entdeckte Fundstelle: La cueva de Doña Clotilde im Tal des Guadalviar bei *Albarracín* Prov. *Teruel* genannt, in der nicht nur Menschen in verschiedenem Grad der Stilisierung zu sehen sind, darunter eine Frau (?), die ein gravides Tier an einer Art Halfter führt, ein Baum mit Früchten (Pinie?), sondern ein für unsere Betrachtung besonders wichtiges Zeichen, nämlich einen stark stilisierten Tintenfisch (mit deutlichen Saugnäpfen), alles in roter Farbe an die Wand gemalt[75]). Von diesen Formen der Stilisierung des menschlichen Körpers führt eine weitere direkte Linie zu den in Rot bemalten Kieseln, die in der Patenstation des sog. Azilien, in *Mas d'Azil (Ariège)* in der die Eiszeitschichten abschließenden eigentlichen „Azilien-Schicht" gefunden wurden. Schon Obermaier hat darauf

hingewiesen, daß diese bemalten Kiesel einmal mit den ostspanischen Wandmalereien in Verbindung zu bringen sind, zum anderen wohl als sog. „Tschuringas" aufzufassen sind, d. h. Steine, mit denen die „Seelen" der Verstorbenen verbunden sind und die deshalb sorgfältig in Höhlen aufbewahrt wurden [76]).

Eine zweite „Quelle" zur Datierung dieser Gravierungen auf den Steinen der Megalithgräber sind ähnliche Ritzungen auf Tongefäßen, die sich meist zeitlich besser bestimmen lassen. Hier sei nur auf die Gefäße aus den Megalithgräbern von *Los Millares* Prov. *Almeria* hingewiesen, die zeitlich an das Ende des Chalkolithikums gehören [77]).

Es scheint uns auch sinnvoll zu sein, zunächst nach einer Art „Leitidee" zu suchen, nämlich unter welchen Gesichtspunkten sind diese Zeichen in den Gräbern angebracht worden? Nach den ausgezeichneten Untersuchungen des Ehepaars *Saint-Just Péquart* (gemeinsam mit *Z. Le Rouzic)* [78]) ist dies durchaus möglich. Eine erste Erkenntnis der genannten Forscher war, daß gerade diejenigen Megalithbauten, die besonders reich mit „Zeichnungen" geschmückt waren, so gut wie keine Beigaben – oder doch nur sehr spärliche – hatten. Man könnte daran denken, daß diese Gräber die „Grabräuber" besonders angezogen hätten. Aber sie sind äußerlich ja nicht als solche zu erkennen und z. B. der Hügel von *Gavr'Inis* [79]) ist nicht so auffallend, daß man darunter besondere Schätze vermuten würde. Dabei war gerade er so gut wie fundleer, aber am reichsten mit Zeichnungen geschmückt. Sollte deshalb *Gavr'Inis* doch kein eigentliches Grab, sondern viel eher eine Art unterirdische Kultstätte gewesen sein? Gewiß heben sich die Gravierungen dieses Megalithgrabes deutlich von allen anderen der Bretagne ab und haben einzig in Irland deutliche Parallelen, und zwar nicht nur in dem schon länger bekannten Kuppelgrab von *New Grange,* sondern auch in neuerdings gefundenen irischen „allées couvertes" [80]). Innerhalb der durch tiefe Rillen plastisch herausgearbeiteten, kurvigen Ornamente, der Halbkreise, Ovale, Wellenlinien usw. [80]), deren Deutung noch nicht gefunden wurde, heben sich, wie schon erwähnt, deutlicher vor allem ebenfalls halbplastisch gearbeitete, ungeschäftete spitznackige Steinbeile heraus, meist paarweise (Tragstein Nr. 8 am unteren Ende ein Paar Nr. 16 [Abb. 54], ein Paar in der unteren Hälfte, Nr. 21 in Gruppen zu 3, 4, 5 und 6, Nr. 24 ein Paar gegenständig, daneben möglicherweise ein Bogen mit Sehne und ein Schild, zwei Schilde auf Nr. 25). Wichtig scheint zu sein, daß diese Ornamente wirklich für den Stein, d. h. von echten „Steinmetzen" gearbeitet worden sind, während die in vielen anderen Gräbern angebrachten Zeichen

oft recht dilettantisch ausgeführt wurden. Auch das deutet eher auf eine Art „Kultstätte", und nachdem man die großen Megalithbauten auf *Malta* jetzt eher als „Tempel" anerkennt[81]), nimmt die Wahrscheinlichkeit, daß *Gavr'Inis* ebenfalls ein Kultbau war, weiter zu.

Eine weitere Gruppe mit „Zeichensteinen" ist ebenfalls deutlich abzugrenzen; es sind die Steinkistengräber mit gebogenem bzw. rechtwinkligem Grundriß *(allée couverte coudée)*. Als Typ haben wir die *Pierres Plates* bei *Locmariaquer* kennen gelernt. Bei ihnen scheint ein ganz besonderes Zeichen bevorzugt worden zu sein: der (ebenfalls meist stark stilisierte) Tintenfisch in der Form des im Atlantik häufigen „Kalmar". Wir schließen uns in dieser Deutung voll und ganz den obengenannten Forschern[78]) an und fügen nur hinzu, daß, wie erwähnt, sich inzwischen dieses Symbol schon im Rahmen der mesolithischen ostspanischen Felsbilder nachweisen läßt und daß vor allem innerhalb der bronzezeitlichen mykenischen Kultur der gleichartig stilisierte Tintenfisch häufiger nachgewiesen wurde, so z. B. auf Vasen und auf dem Fußboden des Megarons auf der Burg von *Tiryns* auf der Peloponnes. Eine besonders interessante Darstellung eines Tintenfischpaares hat Prof. Wiesner (gest. 1975) auf einer mykenischen Amphore des 13. Jhdt. v. Chr. veröffentlicht[82]). Die schönste und deutlichste, wenn auch stilisierte Darstellung des „Tintenfischmotivs" finden wir auf dem jetzt im Mus. *Carnac* befindlichen Stein aus dem Langgrab von *Lufang*, der dort an bevorzugter Stelle (an der Umbiegung des kurzen zu einem längeren Gang) stand (Abb. 63). Dagegen können wir uns der neuerdings immer wieder behaupteten Deutung dieses Tintenfischmotivs als Symbol der „Magna Mater", der wie sie auch genannt wird „Dolmengöttin", nicht anschließen, da sie uns nicht beweisbar erscheint. Zwar haben wir – aber nur innerhalb des mittelmeerischen Megalithikums! – etwa in den schon erwähnten Megalithbauten von *Malta* deutliche Darstellungen der Magna Mater, aber wenn wir auch nur die „Attribute" dieser göttlichen Gestalt mit heranziehen, so kommen zwar im minoischen Kreis Schlangen, Löwen, Stiere usw. vor, aber nicht der Tintenfisch! Zwar könnte man aus gewissen komplexen Vorstellungen heraus eine Ähnlichkeit des Tintenfisches mit der weiblichen Vulva unterstellen – wenn uns auch die Deutungen von *L. Siret* zu phantasievoll sind[83]) – aber daß damit schon die Wiedergabe eines eindeutigen Symbols einer „Magna Mater" bewiesen sei, erscheint uns zu unwissenschaftlich.

Dagegen möchten wir auf einen anderen Zusammenhang hinweisen, den ebenfalls die oben genannten Forscher schon, wie uns

Abb. 63 Tragstein aus dem Langgrab (allée couverte coudée). Tal-er-Roch bei Lufang Gem. Crach mit eingravierter Zeichnung (Tintenfisch sog. Kalmar) Museum Carnac.

scheint, mit sehr guter Begründung entdeckt haben. Mit Ausnahme der Darstellung auf dem Stein von *Lufang* sind alle übrigen Stilisierungen des Tintenfischmotivs auf deutlichen Schilden angebracht, so z. B. auf dem Tragstein Nr. 1 der Pierres Plates und in den Gräbern von *Rocher, Le Lizo* und *Tachen Paul*. Daß es sich dabei wirklich um Darstellungen von Schilden handelt, die zur kriegerischen Ausrüstung des Mannes gehörten, dafür gibt es zahlreiche Beweise auf Darstellungen, wieder z. B. aus dem mykenischen Bereich. Es sei hier nur eine Jagdszene auf einem schön eingelegten Dolch von *Mykene* wiedergegeben (Abb. 64), auf dem die Form des großen rechteckigen Schildes neben dem bekannteren 8-förmigen der minoischen Kunst deutlich zu sehen ist. Der kleinere Schild mit der nach oben gebogenen Ausschweifung ist z. B. auf einem Siegelabdruck aus *Knossos* zu erkennen, auf dem ein Krieger mit hoher Mütze, Speer und Jagdhund dargestellt ist. Daß man wirklich Schilde wiedergeben wollte, dafür scheint mir die Darstellung der sog. Handgriffe ein sehr deutlicher Beweis zu sein, die man im Falle der Schilddarstellung sogar wie auf dem großen Stein im Table des Marchands auf der Rückseite noch anbrachte[84]). Natürlich dienten diese „Handgriffe "nur zur Befestigung eines Ledergurtes, mit dem man den Schild umhängen, an dem man ihn aber im Augenblick der Gefahr auch mit einer Hand halten konnte. Auf der Vorderseite der Schilde waren offenbar „Wappenzeichen"

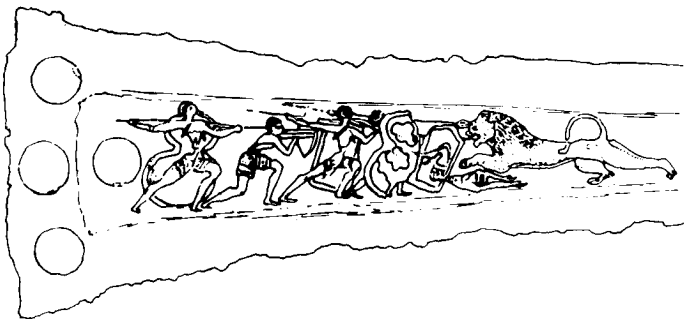

Abb. 64 Jagdszene (Silber- und Goldeinlage) auf einem Bronze-Dolch aus den Königsgräbern von Mykene (Griechenland) um 1600 v. Chr. Das erste und dritte Schild von rechts hat die gleiche Form wie die „Schildzeichen" in bretonischen Gräbern! Nationalmuseum Athen (Zeichnung Cuno).

angebracht, die entweder als Stammeszeichen dienten oder auch mehr individuellen Charakter gehabt haben mögen. Daß diese Schilde dann – symbolisch durch die Zeichnungen dargestellt – im Grab der hier bestatteten Krieger aufgehängt wurden, scheint uns eine wahrscheinlichere Deutung als in ihnen – sogar mehrfach wiederholte! – Symbole einer „Dolmengöttin" zu sehen.
Während alle diese Gräber mit den stilisierten Tintenfischen, worauf schon das Ehepaar *Saint-Just Péquart* und *Z. Le Rouzic* hinweisen, nur in nächster Nähe des Wassers zu finden sind, stellt das Kriegergrab von *Mané-Er-Hroek* (Gem. *Locmariaquer)* einen anderen Typ dar. Auf dem am Eingang stehenden Menhir sind hier Schild, geschäftete Steinbeile und ein Krummstab (als Würdezeichen?), deutlich erkennbar abgebildet (Abb. 50). Leider lassen sich die auf dem Schild angebrachten Zeichen nicht einwandfrei deuten, ebenso muß eine im unteren Teil angebrachte Tierzeichnung (?) wegen der Beschädigung des Menhirs fraglich bleiben. Übrigens kann der in diesem Grab gefundene Steinring keineswegs als Schmuckstück (und das Grab deshalb etwa als Frauengrab) gedeutet werden. Diese Ringe haben ursprünglich als Waffe (Wurfringe oder Tschakras) gedient und sind z. B. in Indien Attribute von Indra und Vishnu [85]).
Auf dem gewaltigen Tragstein im Zentrum des Megalithgrabes „Table des Marchands" *(Locmariaquer)* ist ebenfalls sehr deutlich ein spitzbogiger Schild dargestellt (Handgriffe auf der Rückseite s. Abguß im Mus. *Carnac*). Mit den rhythmisch geordneten „Krummstäben", dem kreisförmigen Zeichen in der Mitte, dem geschäfteten Beil und dem großen Krummstab auf der Unterseite des Decksteines (hierbei weicht unsere Deutung

wie schon oben erwähnt, (S. 99) von der *Le Rouzic's* ab!) scheint uns alles auf die Macht und Würde des hier bestatteten Häuptlings hinzuweisen [86]).

Die besonders auf den Steinen der Gräber von *Mané Kerioned* und *Kercado* (beide bei *Carnac)* angebrachte gitterförmigen und wellenförmig-parallelen Zeichen, die meist nur bruchstückhaft erhalten sind, können wir eher deuten, wenn wir dazu die sehr viel besseren Gravierungen im Ausstrahlungsgebiet der westeuropäischen Megalithkultur nach Mitteldeutschland heranziehen. Schon seit langer Zeit (1750) ist die prächtige, im Provinzial-Museum von Halle aufbewahrte Steinkiste von *Göhlitzsch Kr. Merseburg* bekannt geworden, mit ihren ausgezeichnet erhaltenen Gravierungen (Abb. 65). Alle Tragsteine der Steinkiste waren mit eingravierten Zickzackmustern geschmückt, die offenbar einen gewebten und in Bahnen zusammengenähten Wandbehang nachbildeten. An der Wand war außerdem ein Bogen mit Sehne (die gleiche Form wie auf den mesolithischen Felsbildern!) dargestellt und ein Köcher mit Pfeilen, (oder aber, was noch interessanter wäre, ein mit Saiten bespanntes Musikinstrument mit dem kleinen knöchernen „Plektron", mit dem im Altertum die Saiten „gerissen" wurden!). In den letzten Jahren ist dem Museum Halle die Bergung eines weiteren schönen Grabes mit verzierten Platten in der sog. Dölauer Heide bei Halle geglückt. In einer trapezförmigen Anlage, die zwar nicht durch Orthostaten, sondern nur durch einen schmalen Graben eingefriedet war, lagen sowohl ein „Megalithgrab" aus Sandsteinplatten, von denen zwei den Eingang flankierten, als auch noch weitere 9 Gräber, z. T. nur mit wenigen Steinen umlegt. Sieben Steinplatten des Megalithgrabes waren verziert, und zwar 5 durch „eingepickte" geometrische Muster, bei zwei waren die

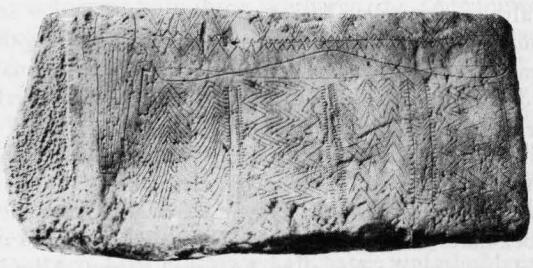

Abb. 65 Wandplatte der Steinkiste von Göhlitzsch b. Merseburg (Mitteldeutschland) mit Gravierungen (u. a. Bogen, Köcher oder Saiteninstrument mit Plektron, Wandbehänge, deren Bahnen aneinander genäht sind. Museum Halle/Saale (nach W. Schulz).

Muster – senkrecht gestellte „Wolfzahnmuster" – mit Hilfe einer weißen Farbmasse aufgetragen, und zwar über vorher eingravierte hakenförmige Zeichen. Ohne hier auf die Deutung dieser Zeichen einzugehen[87]) erscheint eine Beobachtung in unserem Zusammenhang wichtig: daß nämlich auch dieses Grab beigabenlos war, allerdings wenigstens Skelettreste bewahrt hatte, die auf ein männliches Individuum schließen lassen. Auch ein dicht daneben ohne jeden Steinschutz eingegrabenes Hockerskelett war beigabenlos.

Wenn uns auch die Darstellung einer „Großen Mutter", einer „Dolmengöttin" (déesse mère) nicht bewiesen erscheint, deren Verehrung durch eifrige Missionare der armorikanischen Megalithbevölkerung gepredigt wurde, so sei doch noch einmal abschließend betont, daß in den hier erhaltenen Zeichen eine sehr wertvolle Quelle für die Geistesgeschichte der Vorzeit erhalten ist. Es wird noch manche kritisch-wissenschaftliche Arbeit notwendig sein, um diese Zeichen zu entziffern. Doch zeichnen sich wenigstens Ansatzpunkte für eine wissenschaftlich vertretbare Einordnung ab: auf der einen Seite die sehr reiche und durchaus nicht erschöpfend bearbeitete sog. ostspanische Felsbildkunst, die u. E. älter ist und als Basis angesehen werden kann, und die jüngere broncezeitliche mykenische Kunst, die wenigstens in ihren Anfängen noch gleichzeitig sein könnte.

Es wird kaum notwendig sein, noch einmal im einzelnen zu wiederholen, was schon bei der Beschreibung der gewaltigen Steinmal-Anlagen, der Steingehege (cromlechs) und Steinalleen (alignements) als menschliche Leistung herausgestellt wurde, die ja nicht nur eine „technische" – in diesem Falle besser eine „handwerkliche" – sondern auch eine geistig-kulturelle Leistung war. Daß wir die großen Felder von *Le Ménec, Kermario* und *Kerlescan* nach allem, was wir über die gesellschaftlichen Verhältnisse feststellen konnten, nur in die Zeit der sog. „Fürstenhügel" als der Blütezeit der armorikanischen Megalithkultur stellen können, wird ebenfalls einleuchtend sein, zumal uns die Zeit des Chalkolithikums durch den Fund des Kupferbeils von *Kerlescan* direkt erwiesen erscheint.

Doch soll noch kurz auf die Frage eingegangen sein, ob und welchen „materiellen" Grundlagen diese Blütezeit der armorikanischen Megalithkultur ihr Dasein verdankt. Auch hier gibt es eine bekannte Theorie: es sei die Zinngewinnung und der Zinnhandel gewesen, die dies alles „bewirkt" hätten! Allerdings sind bisher Zinnvorkommen, deren Abbau in der Vorzeit möglich war, noch nicht mit Sicherheit dem Chalkolithikum zuzuweisen. (Neuerdings sind Zinnvorkommen bei *St. Renan* im Gebiet von

Léon entdeckt worden[88]). Es ist durchaus möglich, daß dieser Nachweis noch gelingen wird, nachdem wir bisher erst für die Broncezeit Handel und möglicherweise Gewinnung von Zinn für wahrscheinlich halten. Auch die an das Vorkommen der sog. Callaïs-Perlen geknüpften Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Man hat vermutet, daß der Callaïs (eine Art Türkis, mineralogisch wohl mit dem Variszit gleichzusetzen), aus dem die schönen maisförmigen Perlen in den Megalithgräbern und Fürstenhügeln stammen (aber nur im engeren Umkreis des Golfes von *Morbihan!),* zusammen mit Zinn aus der Gegend von *Montebras* (Dép. *Creuse)* eingeführt worden sei. Nun hat allerdings Commandant *Houssemaine* in einer ausgezeichneten Arbeit nachgewiesen, daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Callaïs-Vorkommen und dem des Zinn nicht besteht[89]), und es wird heute angenommen, daß man in der Bretagne selbst kleinere Callaïs-Vorkommen vermuten kann, da die mineralogischen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Auch die wenigen Goldfunde, die schon erwähnt wurden, können zwar importiert sein, spiegeln aber keinen „Reichtum" wider und sind keinesfalls in Menge und Stil den Goldfunden vergleichbar, die in der Broncezeit aus Irland in die Bretagne eingeführt wurden. Hätte die armorikanische Megalithkultur selbst Zinn ausgeführt oder auch nur wesentlichen Anteil am Handel gehabt, so müßte sich das in ganz anderer Weise in den Grabausstattungen durch echte „Importstücke" bemerkbar machen, wie z. B. in den Funden von Los Millars[77]) oder in späterer Zeit etwa der Salzhandel in dem bekannten Gräberfeld von Hallstatt im Salzkammergut.

Wir müssen demnach die großartigen Leistungen der armorikanischen Megalithkultur als eine „autochthone" Leistung, eine echte schöpferische Kulturleistung ansehen in dem Sinne, daß in ihr das geistige Wollen einer bestimmten Menschengruppe, einer „Population" wenn man so will, ihren sichtbaren, die Zeiten überdauernden Ausdruck gefunden hat, so wie zu anderen Zeiten und in anderen Räumen Pyramiden, Tempel und Dome gebaut wurden! Das Steinmal, einzeln als Menhir mit magischen Kräften begabt, in gewaltigen architektonischen Reihungen die Landschaft gestaltend, dicht aneinander gedrängt zu abgeschlossenen heiligen Bezirken vereint, riesige Steinbrocken zu imposanten Totenhäusern gefügt, deren Wände mit heiligen Zeichen geschmückt und die unter immensen Hügeln aus Erde und Steinen geborgen wurden, hier in „Armorika", haben einfache Menschen, Fischer und Bauern, mit ihrer Hände Arbeit ohne irgend einen „materiellen" Gewinn davon zu haben, aber wohl zu Ehren göttlich verehrter Kräfte erstmalig und einmalig seine archai-

sche Form geschaffen und variiert. In der „Fürstenhügelzeit" waren es wohl kraftvolle Persönlichkeiten, die Wollen und Können dieser Menschen koordinierten und konzentrierten und so erstaunliche Höchstleistungen erreichten. Nur Spuren sind davon auf uns gekommen, es ist an uns, ob wir diese Spuren zu verstehen und zu erleben imstande sind, ob sie uns zu einer leuchtenden Spur werden . . .

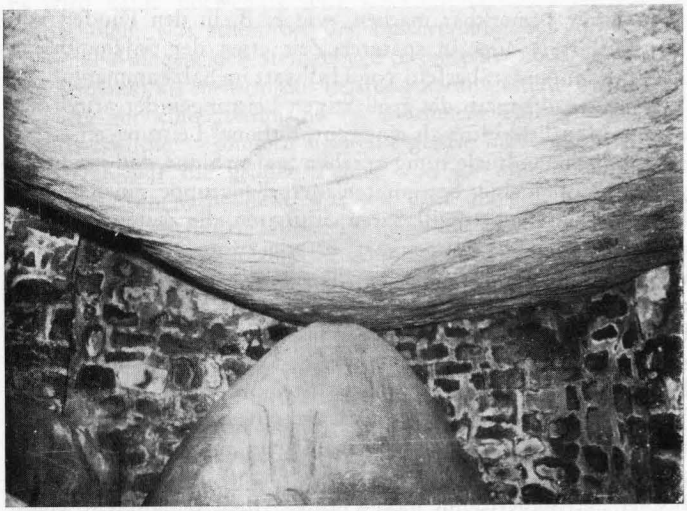

Abb. 66 Ganggrab Table des Marchands bei Locmariaquer. Deckstein und großer Tragstein der Kammer. Auf dem Deckstein erkennt man die tief eingegrabene Gravierung eines großen geschäfteten Beiles (heutiger Zustand).

ANMERKUNGEN

Vorbemerkung: Die Zahl hinter dem Autorennamen bezieht sich auf die Numerierung im Literaturverzeichnis (S. 138 ff), in dem der ausführliche Titel des betr. Werkes genannt ist.

1. Eine geologische Karte der Bretagne im Maßstab 1 : 80 000 hat CH. BAR ROIS 1885—1909 veröffentlicht. Eine geologische Übersichtskarte in Y. ROLLANDO (12) S. 12
2. s. MERIAN-Heft „Bretagne" (23) Karl Schwedhelm, „L' Hinterland", S. 52 n.
3. Für alle Einzelnachweise: Z. LE ROUZIC, Inventaire des monuments mégalithiques de la région de CARNAC (VANNES 1965)

3a. Im Rahmen der „planification" der Fünften Republik sind große Anstrengungen vorgesehen, durch Industrialisierung den Westen Frankreichs wirtschaftlich besser zu stellen.

4. In franz. Sprache: H.-F. BUFFET (4), Z. LE ROUZIC (13), in Deutsch: MERIAN-Heft BRETAGNE (23), METKEN, Bretonisches Reisebuch (24), ferner: J. Oswald, BRETAGNE (25), Ré SOUPAULT, Bretonische Märchen, Düsseldorf/Köln 1959
5. H.-F. Buffet (4) S. 246 ff.
6. Gute Farbblider in C. und L. Hansmann, Bretonische Passicn in Stein. München 1962
7. H.-F. Buffet (4) S. 143 f.
8. ebenda S. 144 f.
9. im GUIDE MICHELIN, BRETAGNE wird ein „CIRCUIT des ENCLOS PAROISSIAUX" ausführlich beschrieben! Als erste Einführung s. Julien Gracq, Raunende Muschel Bretagne in MERIAN-Heft „Bretagne", S. 3 ff.
10. Commentarii rerum gestarum belli gallici bes. Kap. VIII, IX und XII
11. Funde im Mus. CARNAC
12. Geschichtliche und Vorgeschichtliche Quellen-Nachweise s. Y. ROLLANDO (12) S. 86 ff.
13. P.-R. GIOT (7) S. 61
14. Ausführlicher behandelt im Kap. VI, S. 115 ff.
15. s. Zeittafel der Vorgeschichte der Bretagne, S. 146
16. Die dem sog. Acheuléen und Micoquien zugeschriebenen Funde sind ausführlich beschrieben bei Y. ROLLANDO (12) S. 18. Ein Faustkeil, gef. von M. JACQ im Mus. CARNAC
17. Einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung gibt R. PITTIONI (26) S. 229 ff.
18. Louis MARSILLE, L'atelier néolithique de Nazareth en Saint-Congard Bulletin de la Soc. Pol. VANNES 1925
19. PEQUART, M. et S. J., BOULE, VALLOIS, Téviec 1937, dieselben: Hoëdic, 1954
20. s. hierzu Kap. VI, S. 115
21. P.-R. GIOT (7) S. 37 f.
22. ebenda S. 39 ff.
23. ebenda S. 143 f.
24. s. hierzu Cles-Reden, Sybille von (17), Ebert, Max (18), Schuchhardt, Carl (29), Sprockhoff, Ernst (32), Wilke, Georg (33) sowie die Darstellung in Kap. VI, S. 155 ff.
25. Z. LE ROUZIC (14) S. 13 u. 25 und M. JACQ (10) S. 193 f. u. S. 203
26. E. Sprockhoff (32) S. 3 ff.
27. H. Kirchner (19
28. Ausführliche Angaben über seinen persönlichen und wissenschaftlichen Lebensweg in M. JACQ, Catalogue (10) S. 7 ff.
29. Es befindet sich in nächster Nähe der Pfarrkirche von CARNAC-VILLE. Ein ausführlicher Katalog von M. JACQ (10) sowie zahlreiche kleinere Veröffentlichungen in frz. Sprache und Postkarten werden dort verkauft
30. s. Lit.-Verz. Nr. 12
31. s. Lit.-Verz. Nr. 7
32. s. Lit.-Verz. Nr. 8

33. Eine sehr lebendige Darstellung der Ausgrabungsergebnisse von BARNENEZ in: Henri-Paul Eydoux, L'Histoire arrachée à la terre (Paris 1962) S. 24 ff. in deutscher Übersetzung unter dem Titel: „Der Erde entrissen" im Verlag Brockhaus (Wiesbaden) erschienen
34. Beschreibung und ältere Lit. s. W. Schrickel (28)
35. in M. JACQ (10) S. 205
36. Z. LE ROUZIC (13) S. 22 f.
37. C. Schuchhardt (29) S. 80
38. P.-R. GIOT (9) S. 4
39. Der Verf. hat dieses Beil, das wie alle übrigen Funde Eigentum des Mus. CARNAC werden sollte, nach vorl. Beendigung der Ausgrabung nach Berlin gebracht, da eine spektralanalythische Untersuchung vorgenommen werden sollte. Seit 1930 hat sich der Verf. mit dieser neuen Untersuchungsmethode als erster Prähistoriker befaßt (s. hierzu: W. Hülle, Die Spektralanalyse im Dienste der Vorgeschichtsforschung. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit 1933, H. 6, S. 84 ff.). Im Zuge der Verlagerung des Instituts f. Vor- und Frühgeschichte der Universität Berlin nach Süddeutschland ist auch dieses Beil verlagert worden, ohne daß es dem Verf. bisher gelungen ist, mit Sicherheit zu erfahren, wo es sich jetzt befindet. Er hofft trozdem noch, daß es möglich sein wird, diesen wertvollen Fund dem Mus. CARNAC zu übergeben.
40. Eine interessante Zusammenfassung der älteren Theorien bei A. BASCHMAKOFF, Les Alignements de CARNAC (Morbihan) L'Anthropologie T. XL, 1930, S. 37 ff.
41. Z. Le Rouzic (13) S. 19 ff. Eine ähnliche Sage (Verwandlung von Soldaten in Steine) auch in Irland s. H. Kühn (20) S. 150 f.
42. ebenda (13) S. 33 ff.
43. G. Schwantes (31) S. 255 ff
44. Z. Le Rouzic (13) S. 26 ff.
45. ebenda (13) S. 28 ff.
46. Z. Le Rouzic, Tertre tumulaire de Manio, Commune de Carnac (1923)
47. M. Jaq. in GALLIA T.V., Paris 1947 S. 162 ff.
48. E. Sprockhoff (32) S. 59 ff. und Taf. 16—18, s. a. Schrickel (28) Text-Bd. S. 7 ff.
49. H. Breuil (3)
50. Z. Le Rouzic, Locmariaquer. La Table des Marchands, ses signes sculptés. Nancy 1908
51. Z. Le Rouzic, Fouilles faites dans la région de Carnac. Tumulus du Mont-Saint-Michel. Vannes 1932
52. Abb. der „Zeichen "in Corpus (11) Taf. 68—83
53. Grundriß und Abb. fast aller gravierter Steine in Corpus (11) Taf. 99—134
54. Z. Le Rouzic, Premières fouilles du Camp de Lizo, commune de Carnac Rev. Archée ol. 1933
55. W. Buttler (16) S. 78 und 82 ff.
56. Eine Einführung zur Zeitbestimmung in der Vorgeschichte bietet: Herbert W. Franke, Die Sprache der Vergangenheit, Stuttgart 1962. Über die C^{14}-Methode ausführlicher bei H. Römpp, Isotope. Kosmos-Bibl. 238 (1963) S. 65 ff. Zur Methode: H. J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte. München 1959
57. Eine klare Darstellung dieser in Deutschland „siedlungsarchäologischen Methode" genannten Arbeitsweise neuerdings in Bailloud (2) S. 3 ff.
58. Alfred Weber, Art. Kultursoziologie in: Handwörterbuch der Soziologie Stuttgart 1931, S. 284 ff.
59. s. hierzu: V. G. Childe, The dawn of European Civilisation London 1950 (deutsch: Stufen der Kultur) Stuttgart 1950
60. s. hierzu: R. Pittioni (26) und A. J. Brjussow, Geschichte der neolithischen Stämme im europ. Teil der UdSSR (dtsch. Übers. Berlin 1957) S. 3 ff.
61. Eine gegenteilige Auffassung vertritt z. B. P. Lavioso-Zambotti, Ursprung und Ausbreitung der Kultur (dtsch. Übers.) Baden-Baden 1950, der sich z. T. auch Cles-Reden (17)anschließt.
62. Z. Le Rouzic (15)
63. E. Sprockhoff (32) S. 60
64. Alle Zeitangaben nach Y. Rollando (12)

65. ausführlicher bei G. Schwantes (31)
66. s. hierzu Bailloud (2) S. 111 ff. u. 213 ff. und Karte XXXVII (S. 85) (= Abb. 54)
67. ebenda (2) S. 154 ff. u. Taf. LXVII S. 155 (= Abb. 55)
68. W. Schulz (30) S. 89 ff.
69. Johannes Pätzold, Eine steinzeitliche Medizinflasche? Kosmos 1956 H. 7, S. 341 f.
70. s. bes. Giot (8) und Daniel (5)
71. ausführlicher in W. Hülle, Megalithkultur, Die Karawane H. 3 — 1960/61 LA MANCHE, S. 15 ff.
72. Eine reizend geschriebene Einführung in die Geschichte der Seefahrt (aus dem Französ. übers.) gibt Jeane de La Varende, Die romantische Seefahrt, Hamburg 1957
73. G. Wilke (33) S. 87
74. H. Kühn (20) S. 59 ff.
75. Abb. in Historia de España hrsg. v. Ramon Menendez Pidal Bd. 1 (Madrid) 1954) Fig. 377 S. 458 n. M. Almagro
76. Hugo Obermaier, Der Mensch der Vorzeit (Berlin 1912) S. 220
77. Eine lebendige Darstellung von LOS MILLARES in Cles-Reden (17) S. 190 ff.
78. Corpus (11) S. 1 ff.
79. vgl. Anm. 53 und Y. Rollando (12) S. 49 ff. (S. MINOT)
80. s. H. Breuil (3) und H. Kühn (20) S. 151
81. Eine sehr gute zusammenfassende Darstellung der Megalith-Tempel auf MALTA (in dtsch. Übers.) John D. Evans, MALTA hrsg. v. Dr. Glynn Daniel, Köln 1963
82. J. Wiesner, Neues aus Zyperns Frühzeit, S. 19 ff. in Karawane-Heft 4 1962/63 „Cypern"
83. L. Siret, Réligion néolithique de l'Ibérie. Rév. préhist. 1908
84. Abb. in „Corpus" (11) Taf. 38 u. S. 36 f.
85. G. Wilke (33) S. 97/98 (mit Abb.)
86. Solche Krummstäbe aus Schiefergestein, mit Strichmustern verziert und ein- bis mehrfach durchbohrt, sind aus iberischen Ganggräbern bekannt geworden. Abb. bei G. Wilke (33) S. 37 Fig. 24 und Cles-Reden (17) S. 207 Abb. 40 (nach Leisner)
87. Behrens, H., Faßhauer, H., Kirchner, H.: Ein neues innenverziertes Steinkammergrab der Schnurkeramik in der Dölauer Heide bei Halle (Saale) in: Jahresschrift Halle 40, 1956, S. 13 ff. und 41/42 1958 S. 213 ff. u. Schrickel (28) S. 64 ff.
88. G. Freund, Die Exkursion der Hugo-Obermaier-Gesellschaft 1961 in die Bretagne. Quartär Bd. 13, 1961, S. 114
89. Bulletin de la Société Polym. du Morbihan. Vannes 1939, S. 3 ff.

LITERATURVERZEICHNIS

I. Fremdsprachliche Literatur

1. Abrard, René, Géoolgie de la France, Paris 1948 (darin: Le Massif Armoricain S. 20 ff.)
2. Bailloud, G. et Mieg de Boofzheim, P., Les civilisations néolithiques de la France dans leur contexte européen. Préface de R. Lantier de l'Institut Paris 1955
3. Abbé Breuil, Henri et Miss M. E. Boyle, Quelques dolmens ornés du Morbihan. Essais de déchiffrement de leur décorations. Préhistoire Tome XIII Pauis 1959
4. Bufeft, H.-F., En Bretagne Morbihannaise, Grenoble-Paris 1947
5. Daniel, Glyn E., The Prehistoric Chamber Tombs of England and Wales Cambridge 1950 (bes. Kap.: Origins and Dating S. 146 ff.)
6. Evans, John D., Malta (hrsg. v. Dr. Glynn Daniel, Cambridge) Köln 1963 (Deutsche Übersetzung)

7. Giot, P.-R., Armoricains et Bretons. Etude anthropologique. Travaux de l'Institut d'Anthropologie Générale de la Faculté des Sciences de Rennes Rennes 1951
8. Giot, P.-R., L'Helgouach, J., Briard, J., La Bretagne. Préhistoire et Protohistoire, Mondes Anciens, 7. Paris 1962
9. Giot, P.-R., Menhirs et Dolmens, Monuments Mégalithiques de Bretagne Avec la collaboration de J. L'Helgouach et J. Briard. Images de Bretagne hrsg. v. Jos Le Doaré, Nr. 10, Chateaulin 1959
10. Jacq, Maurice, Catalogue du Musée Miln-Zacharie Le Rouzic, Carnac (Morb.) Vannes 1942
11. Péquart, Marthe et Saint-Just et le Rouzic, Zacharie, Corpus des Signes gravés des Monuments Mégalithiques du Morbihan, Paris 1927
12. Rollando, Yannik, Le Préhistoire du Morbihan. Le Vannetais Littoral 2. Aufl. Société Polymathique. Vannes 1965
13. Rouzic, (Le), Zacharie, C a r n a c, Légendes -Traditions- Coutumes et Contes du Pays. Rennes 8. Aufl. 1956
14. Rouzic, (Le), Zacharie, Les Monuments Mégalithiques. Leur Destination. Leur Age. Dixième Edition (mis à jour par Maurice Jacq) Rennes (o. J.)
15. Rouzic, (Le), Zacharie, Morphologie et chronologie des sépultures préhistoriques du Morbihan, L'Anthropologie 1933
Le mobilier des sépultures préhistoriques du Morbihan, ebenda 1934
Zahlreiche weitere Veröffentl. s. M. Jacq, Catalogue (Nr. 10) S. 252 ff.

II. Deutsche Literatur

16. Buttler, Werner, Der Donauländische und der Westische Kulturkreis der Jüngeren Steinzeit. Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, hrsg. von Ernst Sprockhoff, Band 2, Berlin und Leipzig 1938
17. Cles-Reden, Sybille von, Die Spur der Zyklopen, Werden und Weg einer Weltreligion, Köln 1960. (Buch VI: Die Göttin in Frankreich, S. 219 ff. Buch VII: Zeichen in Saein, S. 238 ff.)
18. Ebert, Max, Reallexikon der Vorgeschichte, Stichwort: Frankreich, Neolithikum, III. Die Bretagnekultur (Bosch-Gimpera und J. de Serra-Ràfols)
19. Kirchner, Horst, Die Menhire in Mitteleuropa und der Menhirgedanke. Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Abhandl. der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. Jhg. 1955, S. 609 ff.
20. Kühn, Herbert, Die Felsbilder Europas. 2. Aufl. Stuttgart 1952, darin: Die imaginativen Felsbilder Frankreichs S. 130 ff. und Taf. 84—87
21. Leisner, Georg und Vera, Die Megalithgräber der Iberischen Halbinsel. Madrider Forschungen. Der Süden. Berlin 1943. Der Westen. Berlin 1956
22. Maringer, Johannes, Vorgeschichtliche Religion. Religionen im steinzeitlichen Europa. Einsiedeln, Zürich, Köln 1956
(Die Religion des westeuropäischen Megalithkreises, S. 259 ff.)
23. Merian-Heft, Die Bretagne. 16. Jhg., Heft 4. Hamburg 1963
24. Metken, Günter, Bretonisches Reisebuch. München 1962
25. Oswald, Josef, Bretagne und Mont Saint Michel. Tübingen 1951
26. Pittioni, Richard, Der urgeschichtliche Horizont der historischen Zeit in Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 1, 1961, S. 229 ff (Hersg. Golo Mann und A. Heuß)
27. Röder, Josef, Pfahl und Menhir. Eine vergleichende vorgeschichtliche, volks- und völkerkundliche Studie
Studien zur Westeuropäischen Altertumskunde hrsg. von J. Röder und R. v. Uslar, Bd. I. Neuwied 1949
28. Schrickel, Waldtraut, Westeuropäische Elemente im Neolithikum und in der frühen Bronzezeit Mitteldeutschlands. Leipzig 1957
29. Schuchhardt, Carl, Alteuropa. Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker. 5. Aufl., Berlin 1944. (Bretagne, S. 76 ff.)
30. Schulz, Walther, Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands. Halle a. S., 1939
31. Schwantes, Gustav, Vorgeschichte Schleswig-Holsteins in Geschichte Schleswig-Holsteins, hrsg. v. Volquart Pauls und Otto Scheel: Bd. I. Neumünster 1939

32. Sprockhoff, Ernst, Die Nordische Megalithkultur. Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, hrsg. v. Ernst Sprockhoff, Band 3. Berlin und Leipzig 1938
33. Wilke, Georg, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. Mannus-Bibliothek, hrsg. v. Gustav Kossinna, Nr. 7. Würzburg 1912

III. Zum Thema Megalithkultur

verweisen wir auf folgende Aufsätze in Veröffentlichungen des Karawane-Verlages:

a) Vierteljahreshefte „DIE KARAWANE"
Heft 3/1966-67, W. Hülle, „Die Megalithkultur im westlichen Mittelmeerraum".
Heft 3/1974, E. Rieber, „Gotland in Geschichte und Kunst".

b) Karawane-Taschenbücher
H. Bonz, „Sardinien – Zeugen der Vergangenheit in lebendiger Gegenwart".

Bildnachweis:

Alle Abbildungen Archiv Dr. Hülle mit Ausnahme der Karten S. 4, 45, 55, 141: Peter Schimmel; Abb. S. 98 unten, S. 105: Archiv Karawane.

Steinzeitliche Kulturen, Klima und Pflanzendecke

Jahres-zahlen	Bretagne	Süddeutschland	Mitteldeutschland	Norddeutschland (nach Schwantes)	Klima Pflanzendecke
— 1000					
— 1800	**Armor. Broncezeit**	**Hügelgr. — Br.-Zt.**	**Ältere Br.-Zt.**	**Ältere Br.-Zt.**	Sub-Boreal Buche
— 2000	Fürstenhügel und Jg. Langgräber Glockenbecher Meg. Ganggräber	sog. Broncezeit A Glockenbecher Aichbühler K. Schnurkeram. K.	Leubinger K. Glockenbecher und Steinkisten Jg. Schnurkeram.	Steinkisten Bootäxte	
— 3000	Ältere Langgräber Altwest. Kultur	Michaelsberger Rössener K.	Ält. Schnurkeram. Mittelelbe-Megalith-K.	Ganggräber Dolmen-K.	Atlantikum Eichenmischwald
— 4000	Muschelhaufen-Kultur	Bandkeram. K.	Bandkeram. K.	Muschelhaufen-Kultur	
— 5000	Campignien		Fein- u. Grobgeräte-Mesolithikum	Ellerbek-K. Oldeslo-K.	Boreal Hasel
— 6000	Azilien und Tardenoisien	Azilien und Tardenoisien		Duvensee-K. Lyngby-K.	Prä-Boreal Birke, Kiefer
— 7000					
— 8000	Endmagdalénien	Endmagdalénien	Endmagdalénien (Typ Saaleck)	Ahrensburger Stufe Hamburger Stufe	Subarktikum Tundra
— 9000					
— 10000					

Zeittafel

NB. Die Zeitskala dient nur einer ungefähren Orientierung und gibt keinesfalls die absolute Dauer einer „Kultur" an! Doch zeigt sich schon jetzt, daß die in den beiden letzten Jahrzehnten von vielen Autoren angenommene relativ niedrige Ansetzung bes. der Megalith-Kulturen wohl durch eine Chronologie mit höheren Zahlen ersetzt werden muß, wie sie Verf. schon früher angenommen hat. Die Zeittafel ist, wie in der Vorgeschichte üblich, von unten nach oben zu lesen!

Übersichtskarte des Gebietes von Carnac.

NACHWORT

Die zweite Auflage dieses Führers durch die Bretagne war schon in Vorbereitung, als der Verfasser Ende des Sommers 1974 ganz unerwartet auf einer Frankreichreise starb. Seit dem Erscheinen der Auflage von 1967 im Verlag „Die Karawane" hatte der Autor – trotz vieler anderer vorgeschichtlicher Arbeiten – die Erforschung der Steinmale nicht aus den Augen gelassen. Immer wieder tauchten neue Forschungsmethoden und Theorien auf, deren Möglichkeiten und Grenzen im Laufe der Jahre klarer zutage traten. Im Widerstreit der Meinungen erschien dem Verfasser das Zusammenwirken mehrerer Methoden als das geeignete Mittel, um eine möglichst genaue Datierung und Bestimmung der Steinmale zu erreichen. Auf diese Weise ließen sich viele Fragen klären, die vorher im Dunkel geblieben waren oder sich einer einseitigen Betrachtung entzogen. Ebenso wichtig aber war es dem Verfasser stets erschienen, den interessierten Reisenden einen Leitfaden an die Hand zu geben, der es ihnen ermöglichte, selbständig auf Entdeckungsreisen zu gehen und sich innerhalb der Fundstätten zurechtzufinden. Die Tatsache, daß die letzte Auflage sehr rasch vergriffen war, so daß die nächste möglichst bald erscheinen sollte, bestätigte die Richtigkeit dieser Auffassung.

So lag es nahe, die vorliegende Auflage im Sinne des Verfassers herauszubringen. Ihr Zustandekommen ist vor allem Herrn Peter Albrecht zu verdanken, der das Bildmaterial mit großer Umsicht ordnete und die Folge der einzelnen Kapitel mit Sachkenntnis überwachte. In vielen Fragen der Materialbeschaffung leistete Madame Maurice Jacq, die Gattin des Leiters und Begründers des Museums von Carnac, wertvolle Hilfe, so daß die vielen Freunde der Bretagne mit der beginnenden Reisesaison die „Steinmale der Bretagne" wieder vorfinden werden.

Dr. Maria Hülle